Schopenhauer's Gespräche

und

Selbstgespräche

nach der Handschrift εἰς ἑαυτον.

Herausgegeben

von

Eduard Grisebach.

Berlin.
Ernst Hofmann & Co.
1898.

Vom Herausgeber ist früher erschienen:

Schopenhauer. Geschichte seines Lebens.

Mit Porträt, nach dem Ölbilde im Städelschen Museum.

Berlin, Ernst Hofmann & Co., 1897.

In 8°; XII, 332 Seiten.

Schopenhauer's Gespräche

und

Selbstgespräche

nach der Handschrift εἰς ἑαυτον.

Herausgegeben

von

Eduard Grisebach.

Berlin.
Ernst Hofmann & Co.
1898.

Vorwort.

Das vorliegende, bereits in meiner, im selben Verlage erschienenen, Schopenhauer-Biographie angekündigte Buch zerfällt in zwei Hälften. In der ersten Hälfte sind die an verschiedenen Orten zerstreuten, sowie einige bisher unveröffentlichte Aufzeichnungen über Schopenhauer's Gespräche zum erstenmal, in chronologischer Folge, vereinigt worden. Auch auf diese Gespräche ist der Seneka'sche Grundsatz „non multa, sed multum" anzuwenden, und so bieten sie werthvolle Nachträge zu den Werken des großen Philosophen, gewähren aber vor allem ein lebendigeres Bild des Menschen Schopenhauer als selbst seine Briefe und stellen daher eine unentbehrliche Ergänzung zu seiner Biographie dar. Freilich haben wir aus der Jugendzeit nur das Gespräch mit Wieland und die Gespräche mit Goethe (1813 und 1814). Aus dem Mannesalter ist uns kein gesprochenes Wort von Ihm überliefert, erst 1846 öffnet er gleichsam wieder die dreißig Jahre lang schweigenden Lippen in den Gesprächen mit seinem ersten Schüler, Dr. phil. Julius Frauenstädt. Aus jener Zeit seiner Mannesjahre haben wir jedoch einen eigenthümlichen Ersatz für die fehlenden Gespräche mit Andern: der Einsame spricht mit sich selbst, in einem, zu Berlin 1821 angefangenen Manuskript legt er diese ethischen Selbstgespräche nieder und betitelt die Schrift, nach dem Vorbild des philosophischen Kaisers

Mark Aurel, ‚εἰς ἑαυτον‘ d. i. an sich selbst gerichtete Betrachtungen. Diese Selbstgespräche Schopenhauer's bilden die zweite Hälfte des gegenwärtigen Sammelwerks. Zwar ist das Manuskript εἰς ἑαυτον als solches leider verloren gegangen, in wie weit es aber doch möglich gewesen ist, seine disjecta membra zu sammeln, darüber habe ich in den ‚Vorbemerkungen‘ (S. 97 ff.) ausführlich Rechenschaft abgelegt.

An den Text der Gespräche und Selbstgespräche schließen sich genaue Quellennachweisungen und erläuternde Anmerkungen, welche letzteren ebenfalls zum weiteren Ausbau der Schopenhauer-Biographie beitragen werden.

Dem ältesten lebenden Freunde Schopenhauer's, Herrn Stadtrath Beck in Frankfurt a. M., der die Güte gehabt hat, die Gespräche Nr. 11 und 12 für mich niederzuschreiben, verfehle ich schließlich nicht, auch an dieser Stelle meinen herzlichen Dank auszusprechen.

Berlin W. 50, im August 1897.

Eduard Grisebach.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Schopenhauer's Gespräche.

1. Mit Wieland 3
2. Mit Goethe 4
3. Mit Dr. phil. Julius Frauenstädt 8
4. Mit Adam von Doß 49
5. Mit Dr. phil. E. O. Lindner 52
6. Mit Dr. phil. D. Asher 53
7. Mit Professor C. G. Bähr 53
8. Mit Dr. François Wille 53
9. Mit Robert von Hornstein 54
10. Mit Karl Bähr 61
11. Mit dem Maler Julius Hamel 68
12. Mit C. G. Beck 70
13. Mit Friedrich Hebbel 80
14. Mit Friedrich Haase 80
15. Mit A. Foucher de Careil 81
16. Mit P. Challemel=Lacour 83
17. Mit Justizrath Knorr 89
18. Mit Julius Baumann 90
19. Mit Dr. jur. W. Gwinner 90

II. Selbstgespräche Schopenhauer's 95

Quellennachweisungen 125

Anmerkungen des Herausgebers 129

Namenregister 140

Schopenhauer's Gespräche

1.

Mit Wieland.

April 1811.

Wieland hatte den dreiundzwanzigjährigen Schopenhauer zu sich bitten lassen, um über die Wahl seines Studiums mit ihm zu reden. Er rieth ihm ab, lediglich Philosophie zu studieren, was doch kein solides Fach sei. „Das Leben", antwortete Schopenhauer, „ist eine mißliche Sache: ich habe mir vorgesetzt, es damit hinzubringen, über dasselbe nachzudenken." Im Verlauf der Unterredung sagte Wieland mit Wärme: „Ja, es scheint mir jetzt selbst, Sie haben das Rechte gewählt, junger Mann; ich verstehe jetzt Ihre Natur, bleiben Sie bei der Philosophie." Zuletzt sagte er: „Sie werden jetzt wieder nach Göttingen gehn und dann nach Berlin. Sie thun recht daran. Ob ich wohl noch leben werde, wenn Sie in zwei Jahren wieder hier sind?"

— „Warum sollten Sie nicht die zwei Jahre noch leben, Herr Hofrath, Sie sehen ja ganz wohl aus."

— „Es ist wahr, man trocknet im Alter so zusammen, und in diesem steifen Zustand lebt man oft noch mehrere Jahre hin."

Als Wieland bald nachher auf einer Hoffestlichkeit mit Frau Schopenhauer zusammentraf, trat er auf sie zu und sagte mit jugendlicher Lebhaftigkeit: „Ich habe neulich eine höchst interessante Bekanntschaft gemacht: wissen Sie auch mit wem? mit Ihrem Sohn! ah, es war mir sehr lieb, diesen jungen Mann kennen zu lernen, aus dem wird noch einmal etwas Großes werden."

2.

Mit Goethe.

6. November 1813 — 15. Mai 1814.

Es war am 6. November 1813 und einer der Salonabende Johanna Schopenhauers, Goethe saß bereits an seinem gewohnten Platze, von zahlreichen Verehrern umgeben, als der Sohn der Hausherrin eintrat. Da erhob sich der große Mann plötzlich, und schweigend durch einen Haufen Umstehender sich Bahn brechend, ging er auf Dr. Schopenhauer zu, und ihm die Hand drückend äußerte er sich in Lobeserhebungen über Dessen eben erschienene Dissertation, ‚Die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde', insbesondere über das sechste Kapitel des Buches, das den „Satz vom Grunde des Seins", die Entwickelung der Geometrie aus der Anschauung behandelt. Das sich daran knüpfende Gespräch, welches alsbald auf die Farbenlehre übersprang, schloß damit, daß Goethe den jungen Gelehrten auf den folgenden Tag zu sich einlud.[a])

Goethe unterwies bekanntlich Schopenhauer in der Farbenlehre mit Vorzeigung seiner Experimente. „Aber dieser Goethe", sagte Schopenhauer, als er später mit Frauenstädt von diesem Unterricht in der Farbenlehre sprach, „war so ganz Realist, daß es ihm durchaus nicht zu Sinne wollte, daß die Objekte als solche nur da seien, insofern sie von dem erkennenden Subjekt vorgestellt werden. Was, sagte er mir einst, mit seinen Jupitersaugen mich anblickend, das Licht sollte nur da sein, insofern Sie es sehen? Nein, Sie wären nicht da, wenn das Licht Sie nicht sähe."[b])

Der zweite Widerspruch [gegen Ihre Farbenlehre] ist, daß nur der physiologische Gegensatz, nicht der physische, ein

polarer sei. Ich erinnere mich, dieses Ew. Excellenz schon in Weimar mündlich vorgetragen zu haben, worauf Sie sehr liberal antworteten: „Schreiben Sie doch einmal ein Werk in zwei dicken Bänden, ohne daß irgend etwas zu berichtigen wäre." —

Was aber diese [meine] Theorie beitragen kann, Ihrer Farbenlehre Gültigkeit und Anerkennung zu verschaffen, das möchte nicht wenig sein. Ew. Excellenz selbst gaben mir einmal die Lehre, man müsse stets positiv verfahren, stets aufbauen und nicht sich mit dem Niederreißen des Fremden zu lange aufhalten: worauf ich die Worte Ihres Lieblings Spinoza anführte: est enim verum index sui et falsi: — lux se ipsa et tenebras illustrat.[c])

Goethe erzählte mir neulich, er habe am Hofe der Herzogin Amalie viele seiner damals soeben geschriebenen Stücke von den Hofleuten aufführen lassen, ohne daß irgend einer mehr als seine eigne Rolle gekannt hätte, und das Stück in seinem Zusammenhang Allen unbekannt und daher bei der Aufführung auch den Spielenden neu war. Ist unser Leben etwas Andres als eine solche Komödie? Der Philosoph ist Einer, der willig den Statisten macht, um desto besser auf den Zusammenhang achten zu können.[d])

Ich sagte einmal zu Goethen, indem ich über die Täuschungen und Nichtigkeit des Lebens klagte: „Der gegenwärtige Freund ist ja der abwesende nicht mehr." Darauf er antwortete: „Ja, weil der Abwesende Sie selbst sind, und er nur in ihrem Kopfe geschaffen ist; statt daß der gegenwärtige seine eigne Individualität hat und sich nach seinen eignen Gesetzen bewegt, die mit Dem, was Sie sich eben denken, nicht allemal übereinstimmen können."[e])

Goethe sagte mir ein Mal, daß, wenn er eine Seite im Kant lese, ihm zu Muthe würde, als träte er in ein helles Zimmer.[f])

Von bemerkenswerthen Aeußerungen Goethe's zu Schopenhauer führe ich noch an, daß Goethe einst zu ihm gesagt, so oft er ein Paar Seiten im Jean Paul lese, überkomme ihn ein Ekel und er müsse das Buch weglegen.[g])

Einst citirte Schopenhauer mir das Urtheil Goethe's über den Don Juan mit großem Wohlgefallen, wonach es im Don Juan nur auf der Oberfläche lustig zugehe, in der Tiefe aber der Ernst walte, und die Musik eben diesen doppelten Charakter vortrefflich ausdrücke.[h])

Die beständige Noth, welche das Herz (Willen) des Menschen bald schwer beängstigt, bald heftig bewegt und ihn fortwährend im Zustand des Fürchtens und Hoffens erhält, während die Dinge, von denen er hofft und fürchtet, nicht in seiner Gewalt stehn, ja, der Zusammenhang der Kausalketten, an denen solche herbeigeführt werden, nur eine kurze Spanne weit von seiner Erkenntniß erreicht werden kann; — diese Noth, dies stete Fürchten und Hoffen, bringt ihn dahin, daß er die Hypostase persönlicher Wesen macht, von denen Alles abhienge. Von solchen nun läßt sich voraussetzen, daß sie, gleich andern Personen, für Bitte und Schmeichelei, Dienst und Gabe, empfänglich, also traktabler seyn werden, als die starre Nothwendigkeit, die unerbittlichen, gefühllosen Naturkräfte und die dunkeln Mächte des Weltlaufs. Sind nun Anfangs, wie es natürlich ist und die Alten es sehr zweckmäßig durchgeführt hatten, dieser Götter, nach Verschiedenheit der Angelegenheiten, mehrere; so werden sie später, durch das Bedürfniß, Konsequenz, Ordnung und Einheit in die

Erkenntniß zu bringen, Einem unterworfen, oder gar auf Einen reducirt werden, — der nun freilich, wie mir Goethe einmal bemerkt hat, sehr undramatisch ist; weil mit Einer Person sich nichts anfangen läßt.[i])

In Maclaurin's ‚An account of Sir Isaac Newtons philosophical discoveries'. (2nd edition. London 1750.) hat Schopenhauer in seinem Handexemplar in der Stelle S. 257 „Sir Is. Newton saw . . . that the moon was only a greater projectile that received its motion, in the beginning of things, from the Almighty Author of the universe" die gesperrt gedruckten Worte unterstrichen und an den Rand geschrieben:

A kick, said Goethe to me 1814.

Ebenso hat er S. 133 das Wort „The Creator" unterstrichen und an den Rand geschrieben:

A kick! S. 257.[k])

Als ich Goethen das vorletzte Mal besuchte — ich glaube es war 1814 — sagte er: Wie alt sind Sie? — „Sechsundzwanzig Jahr." — So jung und schon so reich an Erfahrung! Wie viel hätte ich schaffen wollen, wenn ich schon in Ihrem Alter so reiche Kenntnisse gehabt hätte.[l])

Jetzt, nach 21 Jahren, verstehe ich was Goethe mir 1814 sagte, in Berka, wo ich ihn beim Buch der Staël ‚de l'Allemagne' gefunden hatte und nun im Gespräch darüber äußerte, sie mache eine übertriebene Schilderung von der Ehrlichkeit der Deutschen, wodurch Ausländer irre geleitet werden könnten. Er lachte und sagte: „ja freilich, die werden den Koffer nicht anketten, und da wird er abgeschnitten werden." Dann aber setzte er ernst hinzu: „aber wenn man die Unredlichkeit der Deutschen in ihrer ganzen Größe kennen lernen will, muß man sich mit der deutschen Litteratur bekannt machen." [m])

3.

Mit Dr. phil. Julius Frauenstädt.

Juli 1846. — Oktober 1846 bis Ende Februar 1847. — September 1847.

Da ich nur einen Tag Zeit hatte, mich in Frankfurt aufzuhalten, so wollte ich mir diesen möglichst zu Nutze machen und ging daher schon Vormittags, gegen 11 Uhr zu Schopenhauer. Als ich auf dem Hausflur zu ebener Erde vor der Stubenthür des Philosophen stand, war ich in großer Spannung, versprach mir aber, gestützt auf meine Verdienste um seine Philosophie, einen guten Empfang und klopfte daher dreist an. Sofort schlug drinnen ein Hund laut an, und ein kräftiges Herein ertönte. Als ich eintrat, lag der Philosoph, bekleidet mit einem leichten grauen Hausrock auf dem Sopha, der Thür gegenüber, mit einem Buche in der Hand, sprang jedoch sogleich auf und bewillkommnete mich herzlich. Er bedauerte, daß ein von ihm bald nach Erscheinen der zweiten Auflage der ‚Welt als Wille und Vorstellung' an mich nach Berlin gesandtes Freiexemplar derselben auf Velinpapier mich daselbst nicht angetroffen hatte und an ihn zurückgegangen war. Er holte jetzt dieses Exemplar herbei und überreichte es mir .... Seine Erbitterung über die noch immer gegen ihn geübte „Taktik des Ignorirens und Sekretirens" machte sich mir gegenüber Luft; wie er denn überhaupt immer wieder auf das Schicksal seiner Philosophie zu sprechen kam. Träten nicht, sagte er, Sie und Dorguth für mich ein, das Publikum erführe fast nichts von mir. Sie gereichen mir zu großem Troste. ....

Nachdem Schopenhauer seinem Grimm über die Philosophieprofessoren Luft gegen mich gemacht hatte, ging er im Gespräch zu einem andern, ihm damals mehr am Herzen liegenden s a c h l i c h e n Thema über, wie ihm denn überhaupt

die Sache immer mehr am Herzen lag, als das Schicksal seiner Person. Er knüpfte nämlich wieder an das bei meinem Eintritt weggelegte Buch an und sagte: Sie ahnden gewiß nicht, in welchem Buche ich da gelesen habe. Es ist dies eines der ältesten Traumbücher, das ‚Oneirokritikon' des Artemidoros; ich mache nämlich schon seit zwei Jahren Studien über Somnambulismus, Geisterseh̲n und die damit verwandten Erscheinungen, Behufs einer metaphysischen Erklärung derselben. Diese wird zwar nur einige Bogen im Druck einnehmen; aber um diese wenige Bogen schreiben zu können, mußte ich doch zuvor das ganze weite Gebiet dieser Erscheinungen durchwandern und die ältere und neuere Litteratur über dieselben durchnehmen. Ueberhaupt, fuhr er fort, sieht man es meinen, oft nur wenige Seiten einnehmenden Erörterungen der wichtigsten und schwierigsten metaphysischen Probleme gar nicht an, welche ungeheuere Studien ihnen vorangegangen sind. Aber so habe ich es stets gehalten; stets habe ich mich erst mit einem Gegenstande genau bekannt gemacht, ehe ich über denselben geschrieben. Einen Winter lang habe ich z. B. bloß antike griechische Tragödie getrieben, Behufs meiner wenigen Seiten im zweiten Bande der ‚Welt als Wille und Vorstellung' über das Trauerspiel; ein ander Mal habe ich Generalbaß getrieben, Behufs meiner Metaphysik der Musik, u. s. w.

Gegen 4 Uhr Nachmittags stellte ich mich, wie verabredet war, wieder bei dem Philosophen ein. Wir plauderten erst eine Weile auf dem Sopha neben einander über gleichgültige Gegenstände, dann aber schlug er mir vor, mit ihm einen Spaziergang ins Freie zu machen. . . .

Innerhalb der Stadt ging Schopenhauer sehr schnell und sah Niemanden an, als wollte er nur rasch die Stadt und die Menschen hinter sich haben. Als wir noch nicht weit von

Hause weg waren, kam es vor, daß Einer der uns Entgegenkommenden, statt rechts auszuweichen, links auswich. Da wurde Schopenhauer grimmig und sagte so laut, daß es der Andere zum Theil noch hören konnte: „Daß doch die Klötze nicht rechts ausweichen wollen! Jeder Engländer hält sich stets rechts."

Als wir weit vor der Stadt an einem einsamen Orte waren, wo wir nicht zu befürchten hatten, von irgend Jemanden im Philosophiren gestört oder behorcht zu werden, rückte ich mit einigen meiner Einwendungen gegen die ‚Welt als Wille und Vorstellung' heraus, begierig, was Schopenhauer darauf erwidern würde. Nach Ihrer Lehre, sagte ich, ist der Wille der Herr und der Intellekt der Diener, ein Secundäres, ein bloßes Werkzeug, von dem Willen hervorgebracht für den Dienst seiner Zwecke, welches nach den Erfordernissen dieses Dienstes mehr oder weniger vollkommen und komplicirt ist. Wie nach den Zwecken des Willens einer Thiergattung sie mit Huf, Klaue, Hand, Flügeln, Geweih oder Gebiß versehen auftritt, so auch mit einem mehr oder weniger entwickelten Gehirn, dessen Funktion die Intelligenz ist. Dennoch hebt der Intellekt, im Menschen auf den Gipfel der Erkenntniß gelangt, zuletzt im Heiligen, das Wesen des Lebens durchschauend, den Willen auf. Wie kommt nun, fragte ich, der Diener, das Werkzeug dazu, sich über seinen Herrn und Schöpfer so zu erheben, daß er ihn sogar aufhebt? Setzt dieser höhere Intellekt nicht einen höhern Willen voraus?

Schopenhauer wollte von einem doppelten Willen nichts wissen, sondern sagte: Was Ihren Einwurf betrifft, so ist die Sache einfach diese. Ein Wanderer verfolgt, mit einer Laterne in der Hand, einen Weg; plötzlich sieht er sich an einem Abgrund stehen und kehrt um. Der Wanderer ist der Wille zum Leben, die Laterne der Intellekt; beim Lichte dieser sieht der Wille, daß er auf einem Irrwege sich befindet, an einem Abgrunde steht, und er wendet sich, er kehrt um.

Ich legte ihm sodann eine zweite Frage vor. Müßte nicht, sagte ich, da nach Ihrer Lehre der Wille in jeder Erscheinung, in jedem Individuum ganz und ungetheilt ist, die Aufhebung desselben in einem Individuum, einem Heiligen, die Aufhebung desselben in der ganzen Welt zur Folge haben? Müßte also nicht ein Heiliger im Stande sein, die ganze Welt zu erlösen? — Diesen Einwurf, erwiderte Schopenhauer, machen Sie mir nicht zuerst, sondern man hat ihn mir schon 1819, gleich nach dem Erscheinen der ‚Welt als Wille und Vorstellung' gemacht. Ich kann aber darauf nur erwidern: In der einen Erscheinung verneint sich der Wille, in der andern nicht. Wie das zugeht, weiß ich nicht; denn ich habe es nicht auf mich genommen, alle Räthsel der Welt zu lösen. Ich habe schon in der „Epiphilosophie" gesagt, daß wir nicht wissen können, „wie tief im Wesen an sich der Welt die Wurzeln der Individualität gehn?"

Als wir gegen Abend wieder in Schopenhauers Behausung angelangt waren, ruhten wir von der gehabten Anstrengung des Laufens und des während des Laufens ununterbrochen geführten Gesprächs aus; während Atma sein Futter, einen Teller voll Fleisch, verzehrte und sich dann uns gegenüber ebenfalls zum Ausruhen lagerte. Doch die Ruhe dauerte nicht lange. Nach einigen gleichgültigen Gesprächen brach Schopenhauer nach dem Lesekabinet auf. Ich begleitete ihn noch bis dahin und nahm dann Abschied mit dem Wunsche, bald auf längere Zeit wiederkommen zu können. Thun Sie dies, sagte er, Sie sind doch wenigstens Einer, mit dem sich ein Wort reden läßt.

Als ich wieder bei Schopenhauer eintrat, setzte er die Tage und Stunden in der Woche fest, wo ich zu ihm kommen dürfte. So gelangte ich dazu [fünf Monate hindurch], wöchentlich ein bis zweimal fast den ganzen Nachmittag mit

Schopenhauer zu verkehren und gewöhnlich ihn auf seinen Spaziergängen zu begleiten. . . . .

Ich verhielt mich Schopenhauer gegenüber meist empfangend, zuhörend, unterbrach ihn nur selten durch Gegenbemerkungen; denn einerseits war es ein Genuß, ihn zu hören, und andererseits hatte ich schon wahrgenommen, daß er Einwendungen nicht liebe. Ich ließ mir von ihm Erläuterungen über manche Punkte seiner Philosophie geben und diese wurden mir zu Theil. . . . Schopenhauer machte diese Erläuterungen stets sehr anschaulich, indem er nicht bloß immer ein treffendes Gleichniß zur Hand hatte, um einen abstrakten Gedanken zu versinnlichen, sondern oft auch durch Körperbewegungen, Gestikulationen und Mienenspiel seine Gedanken veranschaulichte. So las er einst auf einem Spaziergange einen Stein auf und wog ihn in der Hand, um seinen Satz zu erläutern, daß das Wesen der Materie nur im Wirken bestehe, und die besonderen Eigenschaften eines Körpers nur die specifische Art sind, wie er wirkt. Ein anderes Mal, als wir des Abends im Englischen Hofe beim Schoppen Wein saßen, veranschaulichte er mir seinen Satz, daß die Motivation nur die Kausalität von innen gesehen sei, daß demnach der auf ein Motiv erfolgende Willensakt gleich nothwendig sei wie die auf eine Ursache folgende Bewegung eines Körpers, z. B. das Rollen einer Kugel auf erhaltenen Stoß, — er veranschaulichte mir, sage ich, dieses dadurch, daß er die Hand nach dem vor ihm stehenden Weinglase ausstreckte und das Weinglas (das Motiv) für die necessitirende Ursache seiner Handbewegung erklärte.

Ein eigenthümlicher Zug in Schopenhauers Gesprächen war, daß er, wo es der Gegenstand zuließ, eben so leicht von objektiven Betrachtungen auf sich, seine Person und ihr Schicksal überging, die Anwendung auf diese machend, als

umgekehrt von seiner Person auf objektive, aus jener abstrahirte Betrachtungen . . . Wie, sagte er einmal, ein Löwe, nachdem er eine Weile ruhig im Käfig gelegen, wieder aufspringt und an den eisernen Stäben des Käfigs zu rütteln beginnt, sich erinnernd, wer er ist, so sitze ich hier in meinem Grimm, u. s. w. Von diesem Ausbruch persönlicher Erbitterung ging er aber plötzlich zu dem objektiven allgemeinen Satze über: Qui non habet indignationem, non habet ingenium und citirte mir dafür ein spanisches Sprichwort. Aus dem Ingenium seiner eigenen Indignation hatte er also jenen objektiven Satz abstrahirt.

Umgekehrt ging er aber auch von objektiven Sätzen auf sich über, sich als Beispiel dafür anführend. So sagte er einst: Die meisten Bücher werden wieder vergessen. Bleibenden Eindruck machen nur diejenigen, wo der Autor sich selbst ganz hineingelegt hat. In allen großen Werken ist der Autor selbst ganz wiederzufinden. In *meinem* Werke stecke ich selbst ganz. Man muß sich durchaus zum Märtyrer seiner Sache machen, wie ich es gethan.

Bei dieser Gelegenheit sagte er: Man sieht es meinem Kopfe an, daß ich viel in meinem Leben gearbeitet habe. Die Arbeit ist mir aus dem Gesichte zu lesen. Ein Engländer, erzählte er, habe ihm einst an der table d'hôte gegenüber gesessen, ohne ihn zu kennen, und nachdem er ihn eine Weile aufmerksam angesehen, habe er zu ihm gesagt: Herr, Sie müssen ein großes Werk vollendet haben.

Einen hervorstechenden Charakterzug Schopenhauers, nämlich die *Zähigkeit* und *Festigkeit*, mit der er einen einmal gefaßten Vorsatz festhielt und zur Ausführung brachte, hatte ich Gelegenheit zu bemerken, als er an der zweiten Auflage der „vierfachen Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ arbeitete. Er sagte mir damals, daß er

in dieser die Philosophieprofessoren nach Verdienst züchtige, und theilte mir zur Probe einige Stellen mit. In seiner Aengstlichkeit war er besorgt gewesen, es könnte ihm wegen mancher Invektiven ein gerichtlicher Prozeß von den Professoren gemacht werden, und er hatte deshalb einen befreundeten Juristen befragt, wie weit man in solchen Angriffen gehen dürfe. Ich rieth ihm, aus seinen objektiven Werken die Invektiven lieber ganz wegzulassen und sie für eine besondere polemische Schrift aufzusparen. Ich sagte: In Ihrer ersten Auflage der ‚Welt als Wille und Vorstellung' stehen Sie eben darum so erhaben da, weil Sie ganz nur der Sache zugewendet, ganz objektiv sind. Objektive wissenschaftliche Werke, die für die Menschheit bestimmt sind, müßten frei bleiben von subjektiven Expektorationen gegen die Zeitgenossen. Auch sagte ich ihm, daß, wenn man Jemandem wissenschaftliche Wahrheiten unter Invektiven darböte, das mir gerade so vorkomme, als wenn man Einem eine köstliche Frucht unter Prügeln zu genießen gäbe.

Schopenhauer erwiderte: Ja, in der Jugend ist man so erhaben; aber im Alter wird's anders. Ich habe 25 Jahre lang diese Erhabenheit besessen und habe geschwiegen; aber jetzt will ich sie ganz kaltblütig züchtigen. Auch, fuhr er fort, fassen Sie mit Ihrem Gleichniß von der Frucht, die man unter Prügeln darreicht, die Sache ganz falsch auf; denn erstlich schreibe ich nicht für die Philosophieprofessoren, die ich züchtige, zweitens ist die Peitsche, mit der ich sie durchprügele, keine gemeine Karbatsche, sondern vergoldet und mit seidener Schnur umwickelt, ähnlich der seidenen Schnur, die der Sultan zum Erdrosseln schickt. Es ginge, meinte er, dabei Alles noch ganz anständig ab. Plato im ‚Protagoras' und Giordano Bruno in ‚la bestia triunfante', der geradezu sage, man müßte ihnen Allen die Köpfe herunterschlagen und neue aufsetzen, hätten es ebenso gemacht und außerdem noch manche Andere.

Auch erzählte er mir bei dieser Gelegenheit, der große Philolog Wolf hätte seinen Kollegen Schleiermacher, der nebenan docirt, immer den Kleinen genannt und gesagt, man merke es Einem gleich am Stil an, wenn er bucklig ist. Ueberdies, was den *Anstand* betreffe, so sei es ganz anständig, Spitzbuben, die man in einer nobeln Gesellschaft entdeckt, zu fassen und die Treppe hinunter zu werfen. Schließlich sagte er: Ja, wenn die Unwahrheiten der Philosophieprofessoren *aus Erkenntnißgründen* folgten, dann ließen sie sich *objektiv* widerlegen; aber sie gehen aus *Motiven* hervor und diese muß ich aufdecken.

Als Schopenhauer zu Dresden mit seinem Hauptwerk schwanger ging, zeigte er, wie er mir erzählte, in seinem ganzen Wesen und seinen Gebärden etwas so Auffallendes, daß man ihn beinahe für toll gehalten. Einst, im Treibhause zu Dresden umhergehend und ganz in Betrachtungen über die *Physiognomie der Pflanzen* vertieft, habe er sich gefragt, woher diese so verschiedenen Formen und Färbungen der Pflanzen? Was will mir hier dieses Gewächs in seiner so eigenthümlichen Gestalt sagen? Welches ist das innere subjektive Wesen, der *Wille*, der hier, in diesen Blättern und Blüthen zur Erscheinung kommt? Er habe vielleicht laut mit sich gesprochen und sei dadurch, so wie durch seine Gestikulationen dem Aufseher des Treibhauses aufgefallen. Dieser sei neugierig geworden, wer denn dieser sonderbare Herr sei, und habe ihn beim Weggehen ausgefragt. Auf die Antwort: „Ja, wenn Sie mir das sagen könnten, wer ich bin, dann wäre ich Ihnen vielen Dank schuldig" — habe ihn Jener angesehen, als ob er einen Verrückten vor sich habe.

„Das aber ist *Humor*", fügte Schopenhauer bei dieser Gelegenheit hinzu und ging sogleich auf seine, in der ‚Welt als Wille und Vorstellung' gegebene Definition des Humors

über, auf die er sich viel zu Gute that, weil alle andern, vor ihm gegebenen Erklärungen des Humors nichts taugten.

Schopenhauer rühmte von seiner Philosophie, daß sie mit der Zerfällung der Welt in Wille und Vorstellung die Durchschnittslinie zwischen dem Realen und Idealen an der allein rechten Stelle gezogen; der Schnitt sei hier derselbe, wie der Kant'sche zwischen Ding an sich und Erscheinung. Frühere Philosophen hätten wohl auch Durchschnittslinien gezogen, aber an ganz falscher Stelle, wie Cartesius zwischen Geist und Materie; da falle der Wille sammt dem Denken (Vorstellen) auf die Seite des Geistes, und die Materie bleibe als ein todtes Wesen, von dem man nicht recht wisse, was es ist, auf der andern Seite.

Für einen Hauptirrthum der Philosophie des Cartesius und Spinoza erklärte Schopenhauer die Vermischung von Wille und Urtheil, als wäre Wollen nur ein Akt des Urtheilens, des Affirmirens und Negirens.

Keiner, sagte er bei dieser Gelegenheit, hat so scharf zwischen Wille und Intellekt geschieden, wie ich. Der Intellekt weiß oft gar nicht, was der Wille für ein Kerl ist, wie ich in meinem Capitel über den Primat des Willens gezeigt habe. Der Intellekt traut darum auch dem Willen nicht, wenn er einen Plan gefaßt hat; denn er weiß vor der Ausführung nicht, ob es dem Willen Ernst damit ist. Mancher bildet sich ein, er würde so oder so handeln, wenn diese oder jene Umstände einträten; und wenn sie dann eintreten, wird er zu seinem Erstaunen gewahr, daß er ganz entgegengesetzt handelt, z. B. fremdes Gut sich aneignet, wann keine Gefahr der Entdeckung und Bestrafung vorliegt; während er vorher glaubte, daß er unter allen Umständen ehrlich handeln würde, u. s. w.

Ferner rühmte er an seiner Philosophie die scharfe Sonderung zwischen Verstand und Vernunft. Der Prahlerei der Professoren mit der Vernunft als einem Vermögen des Uebersinnlichen, sagte er, werde ich in der zweiten Auflage der ‚vierfachen Wurzel‘, an der ich jetzt arbeite, ein Ende machen.

Ich machte ihm einst Opposition gegen seinen Idealismus, indem ich gegen sein: „Die Welt ist meine Vorstellung“, womit sein Hauptwerk beginnt, einwendete, die bestimmten empirischen Formen und Zahlenverhältnisse der Körper, die bei verschiedenen so verschieden seien, könnten doch nicht aus den apriorischen Formen der Raumes und der Zeit abgeleitet werden, sondern müßten im Dinge an sich begründet sein, so daß sie also keine bloße Vorstellung wären. — Warum, fragte ich ihn, sehen wir, wenn die Welt bloß unsere Vorstellung ist, den einen Gegenstand rund, den anderen eckig und zwar mit einer bestimmten Anzahl von Ecken, u. s. w.? Dies lasse sich nicht aus unserem vorstellenden Subjekt allein erklären.

Schopenhauer erwiderte: Dies haben Sie sich so zu erklären: Die eine Aeußerung des Willens hier stellt sich, wenn sie in den Intellekt eingeht, als diesen Körper, z. B. als diesen Krystall, mit dieser Form und Zahl der Ecken dar, die andere als einen andern. So seien die sechs Ecken der Schneeflocken, so die constanten sieben Halswirbel, u. s. w. zu erklären. Das Ding an sich erscheine also, indem es in den Intellekt eingeht, in diesen bestimmten empirischen Formen.

Ich bemerkte gegen Schopenhauers „Welt als Vorstellung“, daß, wenn die in den Formen des Raumes, der Zeit und der Kausalität sich darstellende Welt unsere Vorstellung sei, dann seien auch die kosmogonischen und geologischen Vorgänge,

welche der Zeit nach unserer jetzigen Welt- und Erdperiode vorhergegangen, nur unsere Vorstellung, und man könne folglich alle diese Vorgänge, wie sie uns die Kosmologen und Geologen erzählen, nicht als reale betrachten.

Schopenhauer nannte dieses eine μεταβασις εις αλλο γενος, aus der Physik in die Metaphysik. Vom physischen Standpunkt aus hätten Kant und Laplace recht.

Unter meinen Einwendungen, die ich Schopenhauer gegen seine Philosophie machte, betraf eine die von ihm behauptete Unveränderlichkeit des Willens. Diese schien mir mit dessen Verneinung zu streiten. Wenn, sagte ich, der Wille sich verneinen kann, so ist er ja nicht unveränderlich; und umgekehrt, wenn er unveränderlich ist, so kann er sich nicht verneinen.

Schopenhauer erwiderte: Es ist nicht ausgemacht, daß der Wille als Ding an sich unveränderlich sei, also ewig wollen müsse; nur von der Erscheinung des Willens, dem empirischen Charakter, gilt die Unveränderlichkeit.

Daß auch bei Solchen, in denen der Wille sich schon verneint hat, bei den Heiligen, das Leben des Organismus doch noch eine Weile fortbesteht, dafür, bemerkte er, haben die Orientalen das Gleichniß, ein Solcher sei, wie die Töpferscheibe, die sich noch eine Weile dreht, nachdem der Töpfer schon aufgehört hat, zu arbeiten.

Der Optimismus, sagte er, ist unhaltbar. Was sie „Verklärung des Willens" nennen, d. h. Verbesserung, ist unmöglich. Es bleibt nur die Wahl zwischen Bejahung und Verneinung des Willens.

Eine Bestätigung seines Pessimismus fand Schopenhauer unter andern auch in George Sand's: chacun a les dé-

fauts des ses vertus. Dies, sagte er, könnte nicht sein, wenn wir nicht Alle schlecht wären. Die Wurzel in uns ist das Schlechte, darum ist das Gute immer, wie das Gold, versetzt; es kommt nie rein vor.

Ich äußerte, mir scheine die entgegengesetzte Weltanschauung des Optimismus und Pessimismus nicht aus der Erkenntniß, sondern aus dem Willen zu fließen: Die nämlich, welche die Welt und das Leben mit dem Willen bejahten, seien in der Theorie Optimisten, die hingegen, welche es verneinten, seien Pessimisten; die Einen fänden das Leben schön, weil sie es lieben, es wollen, die Andern jämmerlich, weil sie es hassen, es nicht wollen. Hierauf erwiderte Schopenhauer: So ist es nicht; denn da müßte ich ein Heiliger sein. Er wies auf den Zwiespalt zwischen Wollen und Erkennen hin, dem zufolge wir theoretisch recht gut die Wahrheit erkennen, und praktisch doch das Entgegengesetzte wollen. Doch seien es allerdings immer edele Seelen, deren Weltanschauung pessimistisch sei.

Ich sagte ferner, Optimismus und Realismus schienen mir unzertrennlich. Die Optimisten, die diese Welt bejahen, müßten sie doch nothwendig für real halten.

Schopenhauer erwiderte, es könne auch ein Pessimist, ein Heiliger, ein Asket, der die Welt verneint, Realist sein. Die christlichen Heiligen seien keine Idealisten gewesen. Wohl aber hänge mit dem Theismus der Realismus zusammen; denn wenn Gott diese Welt gemacht hat, dann müsse sie doch real da sein.

Als wir einmal auf unserm Spaziergange auswandernde Familien, zum Theil in Lumpen gehüllt, trafen, sagte Schopenhauer, stehen bleibend und sie betrachtend: Wenn man dieses sieht, da faßt Einen wieder der ganze Jammer des Lebens an.

Wenn man erwägt, wie ungeheuer die Vorrichtungen in dieser Welt sind, und wie erbärmlich dagegen das Resultat, so kann man keine Loblieder anstimmen.

Nach einer Weile sagte er: Es konnte aber auch nicht anders sein. Man denke sich den Willen, der eine solche Welt mit ungeheurer Kraft hervorbringt, in Einem Individuo comprimirt, und das Wehe müßte unendlich größer sein, als jetzt, wo es sich unter so Viele vertheilt. (Der tiefe, nach Innen gewendete Blick, den Schopenhauer dabei machte, ist mir unvergeßlich.)

Es sind, fuhr er fort, nur drei Fälle denkbar: Entweder der Wille ertrug alles Wehe in Eins comprimirt, oder er trug es vertheilt unter Viele; oder er ließ es ganz bleiben, sich in diese Welt zu werfen.

Ich sagte zu Schopenhauer: Da nach Ihrer Lehre vom δευτερος πλους das Leiden heilsam ist, weil es zur Resignation, zur Verneinung des Willens führt; so thut eigentlich jede Entdeckung, jede Erfindung, welche das Leiden mindern oder gegen dasselbe unempfindlich machen hilft, wie z. B. die Aetherisation bei Amputationen, jener heilsamen Wirkung des Leidens Abbruch, und konsequenterweise dürfte man überhaupt fremdes Leiden nicht zu mildern suchen, um die Resignation nicht zu hindern.

O, erwiderte Schopenhauer, es wird trotz aller Milderungen und Linderungen des Leidens doch noch Elend genug in der Welt geben, welches zur Resignation führt; so daß ich immer noch Recht behalten werde, wenn ich sage, es wäre besser, diese Welt wäre nicht. Er wies auf die entsetzlichen Unglücksfälle hin, von denen täglich die Zeitungen berichten. Es vergehe kein Tag, wo nicht, bald in diesem, bald in jenem Theile der Welt, Morde, Verstümmelungen, Metzeleien, Schiffbrüche u. s. w. vorfielen.

Ich erinnere mich, daß Schopenhauer in seinen Gesprächen mit mir, als auf den Optimismus Leibnizens die Rede kam, sagte: Die Optimisten weisen immer auf die physische Harmonie und Zweckmäßigkeit des Universums hin. Diese wolle er auch gar nicht in Abrede stellen. Sehe man nun aber einmal die Welt nach ihrer innern, subjektiven und moralischen Seite an, da biete sie ein ganz anderes Schauspiel. Die Spieler auf der wohlgezimmerten Bühne mit ihrem Egoismus, ihrer Bosheit, ihrem Haß und Neid, der den einen Menschen dem andern zum Wolfe macht, u. s. w. — gäben Einem keinen Anlaß zu Hallelujahs.

Schopenhauer spottete in seinen Gesprächen mit mir über die Hegelianer, die den Mund immer so voll nehmen über die Geschichte als den Prozeß des Absoluten. Der Inhalt der Geschichte, sagte er zu mir, sind „die europäischen Katzbalgereien.“ Uebrigens sei es nicht wahr, daß das Menschengeschlecht nur immer fortschreite, sondern es gebe auch Rückschritte und es komme zu Zeiten auch Rückfall in die Barbarei vor. Ein ander Mal sagte er mir: Sie reden immer viel von „Perfektibilität des Menschengeschlechts“; aber ein Franzose hat neulich gesagt: Wenn ich den Tod vor Augen habe, was nützt es mir, daß die Leute nach 100 Jahren noch etwas besser und bequemer leben werden? — Das Menschengeschlecht, sagte Schopenhauer ein ander Mal, ist einmal von Natur aus zum Elend und Untergang bestimmt; denn, wenn nun auch durch den Staat und die Geschichte dem Unrecht und der Noth so weit abgeholfen wäre, daß eine Art Schlaraffenleben einträte, so würden sich die Menschen alsdann vor Langeweile balgen und über einander herfallen, oder die Uebervölkerung würde Hungersnoth herbeiführen und diese sie aufreiben.

Ich äußerte einst, in manchen Künsten scheine das Menschengeschlecht das Höchste schon erreicht zu haben, z. B. in der

Skulptur bei den Griechen, in der Musik bei den Deutschen, und in diesen scheine also kein weiterer Fortschritt möglich. Schopenhauer erwiderte: Das Genie ist individuell, und es lassen sich also neben Mozart und Beethoven sehr gut noch Andere denken, die mit neuen, eigenthümlichen Produktionen hervortreten werden. Auch sei zu bedenken, daß das Menschengeschlecht im Ganzen noch sehr jung ist. Anders freilich verhalte es sich mit der Philosophie; diese müsse doch endlich einmal in eine Spitze auslaufen, einen Gipfel erreichen. So wie es nur eine Chemie gebe, so könne es auch nur eine wahre Philosophie geben, und wenn diese einmal gefunden ist, dann müsse man bei ihr stehen bleiben, könne nicht mehr über sie hinaus.

„Ueber mich", äußerte er einst, „kann man wohl in der Breite, aber nicht in der Tiefe hinaus".

Er sagte mir einst geradezu, es gebe keinen andern Weg zur Lösung der metaphysischen Probleme als den seinigen, und schließlich müßten doch Alle zu ihm kommen. In meiner Jugend, erzählte er mir, als ich die erste Auflage der ‚Welt als Wille und Vorstellung' vollendet hatte, wollte ich mir eine Sphinx, die sich in den Abgrund stürzt, auf mein Petschaft stechen lassen; denn ich war überzeugt, das Räthsel der Welt gelöst zu haben.

Als ich ihn einst darüber befragte, ob er etwa in jungen Jahren viel gelitten habe und daraus sein Pessimismus zu erklären sei, erwiderte er: „Gar nicht; sondern ich war als Jüngling immer sehr melancholisch und einmal, ich mochte ungefähr 18 Jahr alt sein, dachte ich, noch so jung, bei mir: Diese Welt soll ein Gott gemacht haben? Nein, eher ein Teufel. — Ich habe freilich schon viel in der Erziehung, durch die Härte meines Vaters, zu leiden gehabt."

Von seinem Vater sprach Schopenhauer mit großer Dankbarkeit, theilte mir auch Manches über das vornehme Haus, das sein Vater gemacht, und das vornehme Leben, das sie auf Reisen geführt, mit, daran die Bemerkung knüpfend, daß es im Kaufmannsstande, wie sich besonders bei der Bewirthung von Gästen und auch sonst zeige, nicht so knickerig hergehe, wie in anderen Ständen. Der Kaufmann sei im Allgemeinen weit freigebiger, splendider, als Leute aus andern Ständen.

Schopenhauer sagte mir, er habe sich seiner Mutter und ihren Cirkeln gegenüber immer fremd und einsam gefühlt, und man sei deshalb auch in Weimar mit ihm unzufrieden gewesen.

Ich fragte Schopenhauer einst, ob er nie ans Heirathen gedacht. Er erwiderte, es sei ihm wohl einige Male in seinem Leben nahe gelegt worden, zu heirathen, es sei aber immer nichts daraus geworden, und er rechne sich dieses zum Glücke an; denn im Joche der Ehe hätte er wohl schwerlich seine Werke schaffen können.

Er war im Punkte der Geschlechtsliebe kein Heiliger, und hat es mir selbst gestanden, daß er arg nach den Weibern gewesen, daß er in Italien nicht bloß *das* Schöne, sondern auch *die* Schönen genossen habe, u. s. w.

Schopenhauer unterschied die intellektuelle Physiognomie des Menschen von der moralischen. Jene ließ er in Aug' und Stirn, diese in der untern Partie des Gesichts um Mund und Kinn ihren Sitz haben.

Er bekannte mir ganz unverhohlen, daß, so sehr ihm auch seine *intellektuelle* Physiognomie gefalle, so wenig gefalle ihm doch seine *moralische*. — Er fand seinen physiogno-

mischen Ausdruck um Mund und Kinn in Mißverhältniß zu dem obern, intellektuellen.

Wir sprachen vom Genie. Nachdem Schopenhauer bemerkt hatte, Menschen und Affen seien in der Jugend Genies, später nicht mehr, fügte er hinzu: Das konnt' aber auch nur Einer, wie ich, das Kapitel über das Genie mit dem Affen schließen.

Ich machte die Bemerkung, daß Männer von Genie oft ein hohes Alter erreicht hätten, wie Goethe. Es ist, sagte Schopenhauer, als ob hier die Natur einen solchen Intellekt, der ihr so selten gelingt, nicht sobald wieder fahren lassen wollte, da derselbe doch durch den Tod zerstört wird. Auch entstehen gewöhnlich erst im Alter die reifsten Werke. Denn bis zum 35. Jahre müssen zwar die Ideen, die Grundgedanken gesammelt und eingetragen sein; aber die Verarbeitung und Beherrschung dieses Stoffes ist doch erst das Werk des spätern Alters.

Schopenhauer theilte die Geister im Allgemeinen in folgende drei Klassen: 1) Solche, die aus eigenen Mitteln das Rechte finden und machen. Diese seien sehr selten. 2) Solche, die es zwar nicht selbst machen können, aber es erkennen, wenn es ihnen vorgelegt wird. Auch Dieser gebe es nur Wenige. Endlich 3) Solche, die es weder machen, noch erkennen können — der große Haufe. Dies habe schon Hesiod gesagt und Macchiavelli habe es auf die Fürsten angewendet, indem er sie eingetheilt in Solche, die das Rechte treffen; Solche, die es erkennen, wenn es ihnen vorgelegt wird; und Solche, die keines von beiden können. Diese letzteren taugten nichts.

Zu der zweiten Klasse von Geistern rechnete Schopenhauer Reinhold und A. W. Schlegel, die zwar selbst

nichts Bedeutendes gemacht, aber das Große in Kant und Goethe erkannt und zur Geltung gebracht hätten.

Das Dasein der Genies unter den Menschen, sagte ich, hat etwas Wunderbares. Wie kommen sie in diese Menschenwelt hinein, der sie sich doch so fremd und heterogen fühlen?

Für sich freilich nicht, sagte Schopenhauer, aber für die Menschheit kommen sie in die Welt, um sie aus Rohheit und Barbarei zu erlösen. Abgesehen von dem Genuß, den die Genies an sich selbst haben, sind sie doch eigentlich nur die Kreuzträger der Menschheit. Auch sich rechnete Schopenhauer zu diesen Kreuzträgern. Ich habe, sagte er bei einer andern Gelegenheit, mein Leben lang mein Kreuz getragen und habe dessen Druck gefühlt.

Die Genies rechnete Schopenhauer zu den „hohen" Geistern, und sagte einst zu mir: Ein hoher Geist — das will Viel sagen; die werden selten gefunden.

Daß die Genies ihrer Zeit gewöhnlich um ein Jahrhundert voraus sind, dafür hatte Schopenhauer folgendes Gleichniß. Wie die Kugel, die ich aus der Pistole schieße, hundert Schritt von mir entfernt niederfällt, und ich nicht zugleich an diesem Orte, wo sie hinfällt, sein kann; so propellirt das Genie seine Zeit, kann also selbst nicht dort sein, wo es sie hinbringt.

Daß sie jetzt wieder auf Kant, meinen Meister zurückgehn und sich an ihm „orientiren", sagte er, ist recht; aber daß wir bei Kant nicht stehen bleiben und mit dem von ihm Gefundenen uns nicht begnügen können, das muß man auch einsehen.

Dem Ουδεις αγεωμετρητος εισιτω bildete Schopenhauer nach: Ουδεις ακαντιατος εισιτω.

Ich fragte ihn, was er von Hegels Witz über die Kant'sche Kritik der reinen Vernunft denke, der dieses Unternehmen mit dem jenes Scholastikus vergleicht, welcher nicht eher ins Wasser gehen wollte, als bis er schwimmen gelernt.

Kants Unternehmen, sagte Schopenhauer, gleicht vielmehr dem eines Baumeisters, der einen Bauanschlag macht, ehe er zu bauen unternimmt. Es ist durchaus kein Grund vorhanden, dieses lächerlich zu machen.

Kant, sagte er ein anderes Mal, verneinte die spekulative Theologie als Wissenschaft, ließ dagegen die populäre praktische Theologie bestehen. Die modernen Religionsphilosophen mit ihrer spekulativen Theologie, die sie gern für eine Wissenschaft ausgeben möchten, machen es umgekehrt.

Wir sprachen von Ch. H. Weiße's Schrift: ‚In welchem Sinne die deutsche Philosophie jetzt wieder an Kant sich zu orientiren hat'. Schopenhauer sagte: Weiße meint, wir könnten, wie die Franzosen ihren Descartes, so unsern Kant als nationalen Philosophen aufweisen, an den anknüpfend wir uns ebenfalls einer nationalen Philosophie rühmen könnten. Als ob, fügte er hinzu, die Philosophie Sache einer Nation wäre! Cartesius, Kant und solche Geister gehören dem Menschengeschlechte an, und es ist ganz gleich, ob sie in Frankreich oder in Deutschland gelebt haben. Was hat die Philosophie mit der Nationalität zu thun? Ob die Wahrheit auf diesem, oder jenem Fleck der Erde entdeckt wird, das macht keinen Unterschied.

Schopenhauer zeigte mir ein auf einer Auktion gekauftes altes Bildniß des Cartesius und bemerkte, daß Cartesius auf

diesem Bilde sehr ehrlich aussehe. Ehrlich muß Einer aber auch, fügte er hinzu, sein, wenn er etwas Großes leisten will. Alle großen Geister waren ehrlich.

Spinoza's Optimismus, sein vivere, agere, suum utile quaerere erklärte Schopenhauer zum Theil daher, daß Spinoza Jude gewesen. Die Juden, sagte er, sind alle viel heiterer als andere Nationen, sind im Ganzen, trotz des schweren Druckes, der auf ihnen liegt, eine heitere lebenslustige Nation, und Spinoza war immer heiter.

Die Philosophieprofessoren, sagte er einst zu mir, sind nur darum so unwissend und lernen nichts, weil sie zu viel treiben, Amtsgeschäfte, Politik, Reisen u. s. w. Wer was lernen will, darf nichts treiben. Und von Leibniz als Philosophen hielt er, aus dem selben Grunde, nicht viel. „Da suchen sie", sagte er ein Mal „wieder den Leibniz hervor, geben ihn heraus und reden viel von ihm; als ob Der so ein großes Licht wäre! Mein Gott! wenn Einer so lebt, wie Der, herumreist, Braunschweigische Annalen schreibt u. s. w. u. s. w., so ist er schon darum in meinen Augen kein großer Philosoph."

Auf meine Bemerkung, ich hätte oft weit mehr zu Hause aus guten Büchern, als in den Hörsälen aus den Vorlesungen der Professoren gelernt, und man schlüge überhaupt viel zu viel Zeit mit den Collegien todt, —sagte Schopenhauer: „Aber die viva vox thut doch viel, besonders bei der studirenden Jugend. Wenn da ein Docent lebhaft ist, so kann er mächtig wirken." Er gedachte in dieser Beziehung besonders Blumenbach's und Schulze's, die er in Göttingen gehört, und fügte dann hinzu: „Freilich ein solcher Vortrag, wie der Marheineke's, kann nicht begeistern."

Aus den Gesprächen Schopenhauers ist mir erinnerlich, daß er Schiller und Byron zu den subjektiven Dichtern rechnete, Goethe und Shakespeare zu den objektiven, und letztere weit höher stellte als jene.

Ueber Goethes Charakter äußerte sich Schopenhauer einst zu mir dahin: „Ein Egoist ist dieser Goethe gewesen, das ist wahr." Er sprach über Goethes Verhalten zu Merck, wozu ihn der von Wagner herausgegebene Briefwechsel mit Merck veranlaßte, den er damals gerade las. Dieser Merck, fügte er hinzu, hat eigentlich nichts Bedeutendes gemacht, und doch huldigen sie ihm Alle in ihren Briefen. Es muß doch in seiner Person etwas gewesen sein, wodurch er diese Macht auf Alle, die mit ihm in Berührung kamen, ausgeübt hat. Ich lieh mir den erwähnten Merck'schen Briefwechsel von Schopenhauer auf einige Zeit und fand darin, in einem Briefe Goethe's, die Aeußerung: „Das Leben bei Hofe ist doch eine wahre Sch . . . existenz." Als ich darauf wieder zu Schopenhauer kam, citirte ich ihm diese Stelle und sagte: Goethe, der feine Hofmann, scheint doch, außerhalb des Hofes, cynische Ausdrücke sehr geliebt zu haben. „Ja", erwiderte Schopenhauer, „es hat gar Vieles neben einander Platz im Menschen", und er bestätigte mir aus eigener Erfahrung, daß Goethe derbe Ausdrücke geliebt.

Schopenhauer erzählte mir von einem seiner früheren Bekannten Namens Iken. Dieser habe ihm einst den famosen Roman: ‚Schelmuffsky's Curiose Reisebeschreibung zu Wasser und Land' gebracht und sei ganz vernarrt in dieses Buch gewesen. An Diesem meiner Bekannten, sagte Schopenhauer, hatte ich einen rechten Beleg für die Identität und Unveränderlichkeit des Charakters. Er war, was Jean Paul ein passives Genie nennt; er hatte große Empfänglichkeit für alles Aesthetische, konnte aber selbst nichts machen.

Schopenhauer citirte mir dann aus dem Gedächtniß, in drastischer Weise, einige Stellen des ‚Schelmuffsky'.

Wir sprachen von Romanen. Schopenhauer nannte den Tristram Shandy, den Wilhelm Meister, den Don Quixote und die Nouvelle Heloise „die vier größten Romane der Welt". Dem Don Quixote schrieb er einen allegorischen Sinn zu. Dem Wilhelm Meister gab er, als einem „intellektuellen" Roman, den Vorzug vor allen andern.

Wir sprachen vom Drama und namentlich vom Trauerspiel. Auch hier, sagte Schopenhauer, bin ich tiefer eingedrungen, als alle Andern. Der Zweck des Trauerspiels ist, durch Darstellung eines schweren Leidens, gleichviel welcher Art, vom Willen zum Leben abzuwenden.

Ich erzählte ihm von einigen Heiligenbildern, die ich im Dome zu Mainz gesehen, und knüpfte daran eine allgemeine Bemerkung über das Charakteristische in den Heiligenbildern und deren Gegensatz zu den weltlichen Bildern. Die Malerei, sagte Schopenhauer, hat vor der Sculptur dieses voraus, daß sie das Charakteristische darstellt; denn dazu sind Augen und Farbe erfordert; diese aber kann die Sculptur nicht geben. Der Hauptgegenstand dieser ist körperliche Schönheit, daher sie das Nackte liebt. Beim Charakteristischen aber gerathen wir zuletzt ins Ethische, und da kommen wir auf meinen Gegensatz von der Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben. Dieser Gegensatz ist es, der sich in den weltlichen und heiligen Bildern abspiegelt. Daher der Contrast beider. Die weltlichen Bilder stellen die Bejahung, die Heiligenbilder die Verneinung des Willens zum Leben dar. — Bei dieser Gelegenheit sprach er von dem unvergeßlichen Eindruck, den ihm in der Dresdner Gemäldegallerie einige Heiligenbilder gemacht. Wenn man, sagte er, in der

Dresdner Gallerie sich den heiligen Franziskus von Assisi ansieht, so schaut er uns aus dem Bilde an, als ob er sagen wollte: Ich habe überwunden, es ist vorbei, es ist ja Alles nichts, alles Spaaß. So fälig sieht er uns an.

Ich erzählte ihm von einem Gemälde, das eine wollüstige Situation darstellt und auf der letzten Pariser Kunstausstellung sehr bewundert worden war. Ich erinnerte dabei an seine Verwerfung des Reizenden in der Kunst.

Es kommt hier, sagte Schopenhauer, Alles auf die Art der Auffassung und Behandlung an. Uebrigens führte er mir als Beleg dafür, daß auch das wirklich Schöne reizend wirken könne, das Beispiel einiger Individuen an, die beim Anblick nackter antiker Statuen in wollüstige Erregung gerathen seien. Dabei erzählte er einige cynische Geschichten, die sich hier nicht wiedergeben lassen.

Schopenhauer verwarf den Mißbrauch, der mit dem Worte „Romantik“ getrieben wird. Die Hegelianer, sagte er, haben dem Wort „Romantik“ einen ganz anderen Sinn gegeben, als es ursprünglich, im Gegensatze zum Klassischen, Antiken hat. Strauß nennt z. B. Julian den Abtrünnigen einen Romantiker, während dieser doch gerade das Antike, Klassische wieder zurückführen wollte. Die Romantik ist ein Produkt des Christenthums: überschwängliche Religiosität, phantastische Weiberverehrung und ritterliche Tapferkeit, also Gott, die Dame und der Degen, — das sind die Kennzeichen des Romantischen. Calderon ist ein Romantiker.

Wir sprachen über Shakespeare. Schopenhauer äußerte sein Befremden darüber, daß Shakespeare, der als Dichter so groß war und die Menschen, wie Keiner, von Grund aus kannte, doch als Schauspieler nicht bedeutend gewesen sein soll.

Jetzt, klagte einst Schopenhauer, sind die Leute so roh geworden, daß sie im Theater nur *sehen*, nicht mehr *hören* wollen. Daher ist in den neuesten Komödien fast lauter *Handlung* und nur wenig *Dialog*. In den älteren guten Komödien, z. B. den Molièreschen, ist viel Dialog.

Die Leute, sagte er, langweilen sich, und aus Langeweile greifen sie in der Litteratur nach allem Schlechten. Wo nur Einer was Neues gemacht hat, da wird es gleich in alle Sprachen übersetzt und, ist es eine Komödie oder Posse, überall gespielt. Da glauben sie dann, was Rechtes zu haben.

Wir sprachen von seiner Definition des *Lächerlichen*, auf die er großen Werth legte. Als ich bemerkte, aus den Gegenständen, über welche verschiedene Menschen lachen, könne man auf ihren Geist schließen, sagte Schopenhauer: „Ja, und aus der Art ihrer Lache." Als Beispiel dafür, daß oft der Eine über etwas lache, was dem Andern gar nicht lächerlich erscheine, wie man besonders im Theater beobachten könne, führte er mir an, daß er einst bei einem schlechten Stücke von Zacharias Werner gelacht, während neben ihm eine Frau vor Rührung geweint habe.

Das *Hohngelächter* erklärte Schopenhauer als entsprungen aus der großen Inkongruenz zwischen dem Erlebten und dem, was nach der eigenen Erwartung hätte geschehen sollen.

Daß Menschen mitunter in verzweifelter Lage witzig werden und lachen, erklärte Schopenhauer als eine Abwendung des Intellekts von der verzweifelten Situation; wodurch der Wille sich ein Soulagement verschaffe. Dergleichen Abwendungen des Intellekts, wodurch der Wille für den Augenblick beschwichtigt werde, gebe es auch noch andere. Er

erzählte mir nun die Geschichte eines zum Tode Verurtheilten, der, ehe er auf das Schaffot geführt wurde, eifrig damit beschäftigt war, alle Nägel im Gefängniß zu zählen. Durch diese äußerliche Beschäftigung habe der Verurtheilte seinen Intellekt von dem für seinen Willen schrecklichen Gedanken an das Schaffot abgelenkt. Auch das Mitsichselbstsprechen, über dem wir uns bisweilen, wenn uns etwas Unangenehmes oder Beschämendes begegnet ist, ertappen, rechnete Schopenhauer zu diesen zerstreuenden Beschäftigungen des Intellekts, die wir instinktmäßig ergreifen, um uns von dem verhaßten Gegenstande des Willens abzulenken.

Schopenhauer hatte zwar ein stupendes Gedächtniß; aber in einzelnen Fällen versagte ihm dasselbe den Dienst. Dann wurde er jedesmal ärgerlich, und zwang sich, das Vergessene wieder in die Erinnerung zurückzurufen. Man muß, sagte er, gegen sein Gedächtniß despotisch verfahren, man muß es methodisch zwingen, das Gesuchte wiederzugeben. So halte er es mit seinem Gedächtniß.

Ich citirte ihm bei einer Gelegenheit eine Stelle aus seinem Hauptwerke, an die er selbst sich durchaus nicht erinnern konnte. Ich wunderte mich darüber.

Glauben Sie, sagte er, daß man sich jeden Augenblick Rechenschaft ablegen kann über Das, was man gemacht hat? ich wundere mich selbst manchmal darüber, wie ich das Alles habe machen können. Denn im gewöhnlichen Leben ist man gar nicht Das, was man in den erhöhten Momenten der Produktion ist.

Während man schreibt, sagte er ein anderes Mal, steht man wie der Dekorationsmaler vor der Leinwand und sieht die Fehler nicht, die man macht. Erst in einiger Entfernung, bei der Revision, wird man sie gewahr.

Ich äußerte, daß oft ein gehörtes oder gelesenes Wort im ersten Moment wirkungslos an uns vorübergehe, später aber falle es uns wieder ein und beschäftige den Geist anhaltend. Schopenhauer erläuterte alsbald dieses psychische Phänomen durch folgendes Gleichniß: Wie eine im Kriege empfangene Wunde nicht sogleich gespürt wird, sondern erst eine Weile nachher, so spüren wir Aeußerungen, die im ersten Moment unbeachtet an uns vorübergehen, erst später, und dann geben sie uns oft viel zu denken.

Wir sprachen von Plagiaten. Es giebt, sagte Schopenhauer, *unbewußte Plagiate*, wenn wir das Gelesene behalten haben, nachher aber vergessen, wo wir es herhaben und es für das Unsrige halten und ausgeben.

Es war von gekränkter Eitelkeit die Rede. Schopenhauer bemerkte, *Angelus Silesius* sage sehr schön: Wie ein Stäubchen unser Auge reizt, so kränke das Geringste, das unserer Eitelkeit zuwider ist, unser Herz. Ja, so sind wir, fügte er hinzu, es ist nicht anders.

Er sagte einst zu mir, daß er bei Abfassung seiner Werke durchaus nicht auf *Ruhm* ausgegangen sei, an Ruhm nicht gedacht habe, sondern lediglich der *innern Nothwendigkeit seiner Natur* gefolgt sei, gemäß dem Spanischen Wort, welches er für eine wichtige Lebensregel hielt, daß man unbekümmert um die Folgen handeln solle *als der, der man ist.*

Er citirte mir ein anderes Mal eine Stelle aus einem Briefe Seneka's, wo es heißt: Gloria, virtutis umbra, etiam invitum sequitur; sed, ut umbra, interdum antecedit, interdum sequitur. Ferner erzählte er mir, daß er das Buch des Osorius ‚de gloria' gelesen. Dieser meine, um Ruhm zu erlangen, dürfe man ihn nicht *suchen*. Hingegen sei auch zu beachten, was

ein Franzose gesagt, daß man, um das Gute in Ruf zu bringen, die selben Mittel anwenden müsse, wie die Camaraderien, um das Schlechte in Schwung zu bringen; nur daß alsdann das Gute oben bleibe, das Schlechte hingegen falle. Uebrigens war Schopenhauer ehrlich genug einzugestehen, daß der Ruhm auch seine schädliche Seite habe, denn wer einmal Celebrität erlangt, der bleibe stehen oder gehe zurück.

Die Ruhmsucht hielt Schopenhauer für einen Grundzug des Alters. Jedes Lebensalter, sagte er einst zu mir, hat seine Leidenschaft, in jedem wirft sich der Wille auf einen andern Gegenstand. In der Jugend ist es die Liebe, im Mannesalter Macht und Besitz, im Greisenalter der Ruhm. Wenn bei den Greisen schon alles Andere weg ist, so haben sie doch noch dieses Eine, die Ruhmsucht. Daher kann man selbst in den niedrigsten Ständen sehen, wie ruhmredig die Greise sind, wie sie gern von ihren vergangenen Heldenthaten und ihrer ehemaligen Glorie erzählen. Auch, fügte er hinzu, hat wohl Jeder einmal in seinem Leben einen Freuden- und Ehrentag gehabt, dessen er sich rühmen kann.

Nichts fand Schopenhauer widerlicher, als einen Alten, dem man es ansieht, daß er sein Leben lang weiter nichts gethan hat, als gefressen und gesoffen, u. s. w. Die dumm und viehisch aussehenden Greise, sagte er, sind ekelhaft, wie die Schweine.

Ich äußerte, daß mit Schlechtigkeit sehr oft Dummheit gepaart sei. Das ist auch sehr gut, sagte Schopenhauer; sonst gäbe es immer gleich einen Napoleon.

Schopenhauer war fest überzeugt von der Nothwendigkeit des Königthums. Der König, äußerte er einst, könnte statt: „Wir von Gottes Gnaden“, richtiger sagen: „Wir von

zwei Uebeln das Kleinste". Denn ohne König gehe es nun einmal nicht, er sei der Schlußstein des Ganzen, das ohne ihn zusammenstürzen würde.

Da schimpfen sie in Einem fort auf die Regierungen, als ob die Regierungen Schuld wären an allem Elend. Nein, das Elend folgt unvermeidlich aus der menschlichen Natur. Der Mensch ist durch seinen **Willen** zum Elend prädestinirt.

Als ich, durch Zeitungsnachrichten dazu veranlaßt, bemerkte, es vergehe fast kein Tag, wo nicht auf einem Punkte der Erde, wenn auch nicht ein Krieg im Großen, doch ein Krieg im Kleinen, eine Metzelei vorfiele — entgegnete Schopenhauer: Das ist gerade so, als wenn Sie sagten, es vergehe kein Tag, wo nicht in einer der Straßen Londons eine Prügelei vorfiele. Bedenken Sie aber, daß auf einem kleinen Fleck, wie London, zwei Millionen Menschen beisammen wohnen. So weit haben es die Menschen also, seit Kain seinen Bruder Abel erschlug, doch gebracht, daß auf einem engen Raum zwei Millionen Menschen im Ganzen ruhig und friedlich beisammen leben können.

Ich erzählte ihm einen Fall, aus dem hervorging, wie die Regierungen bemüht sind, jede von der „Staatsreligion" abweichende Glaubensrichtung zu verfolgen und zu unterdrücken.

Schopenhauer mißbilligte dieses Treiben der Regierungen in starken Ausdrücken. Der Staat, sagte er, soll sich gar nicht um die Religion bekümmern, sondern sie wie eine reine Privatsache betrachten und behandeln.

Seit **Kopernikus**, sagte Schopenhauer, kommen die Theologen mit dem lieben Gott in Verlegenheit; denn es ist

kein Himmel mehr für ihn da, wo sie ihn, wie früher, placiren könnten. Keiner hat dem Theismus so viel geschadet als Kopernikus.

Es ist doch, sagte er ein anderes Mal, eine krasse Idee, der Theismus. Er stammt lediglich aus dem Judenthum. Aber die herrschende Zeitrichtung entfernt sich immer mehr von ihm und nähert sich immer mehr dem Pantheismus. Ich hörte in einer Gesellschaft einen jungen, nicht gelehrten Mann, als von Gott die Rede war, sagen: Warum sollte Gott nicht sein? Sehet her; überall ist Gott; dieser Wein hier ist Gott, die Liebe ist Gott, Alles ist Gott.

Schopenhauer leugnete, daß die Idee Gottes angeboren sei. Der Theismus, sagte er, ist anerzogen. Man sage einem Kinde nie etwas von Gott vor, so wird es von keinem Gott wissen. Eben darum ist der Buddhaismus so schön.

Als ich dagegen einwendete, aus bloßer Anerziehung lasse sich die Idee Gottes auch nicht erklären; denn Einer müsse doch zuerst auf dieselbe gekommen sein, ehe sie durch Anerziehung weiter fortgepflanzt werden konnte; mir scheine der Aberglaube, die Deisidämonie der gemeinschaftliche Ursprung des Götter- wie des Gottglaubens zu sein, da stimmte mir Schopenhauer bei und verwies auf Hume's verwandte Aeußerungen. Nicht die Vortrefflichkeit der Welt — denn diese laufe doch nur darauf hinaus, daß der Mensch zur Noth existiren könne — sondern die Uebel der Welt, Mißwachs, Pest, Hungersnoth u. dgl. erzeugten in dem Gemüthe roher Naturmenschen den Götterglauben.

Schopenhauer erinnerte ferner an Hume's Aeußerung, daß der Gott der Menschen so gemein sei, als sie selbst; weshalb sie ihm fortwährend schmeichelten und huldigten. Daher das unaufhörliche Gerede von dem Allweisen, All-

gütigen u. s. w., während doch die Welt voll Jammer, Noth und Elend sei, indem Krankheit, Krieg, Pest und Hungersnoth in ihr wütheten.

Wenn man, sagte Schopenhauer, den Buddhaismus aus seinen Quellen studirt, da wird es Einem hell im Kopfe; da ist gar nicht das dumme Gerede von der Welt, aus Nichts geschaffen, und von einem persönlichen Kerl, der sie gemacht hat. Pfui über diesen Schmutz!

Im Prabodha Chandrodaya, sagte er, welches bedeutet „Erkenntniß-Mondaufgang", was Rosenkranz aber ganz falsch „die Geburt des Begriffes" übersetzt hat, wird es dem Brahma zur Sünde angerechnet, daß er die Welt geschaffen hat. Brahma ist weiter nichts als die Zeugungskraft. Wie, heißt es daselbst, soll der Mensch zur Ruhe gelangen, wenn du nicht aufhörst mit deinen Geburten?

Ferner erinnere ich mich, mit welcher Begeisterung und innern Befriedigung er mir einst das entsagende Leben Buddha's schilderte und die Sanftmuth der vom ächten Geiste des Buddhaismus Durchdrungenen bei Beleidigungen, Kränkungen, Verletzungen pries. Auch führte er mich einst in seinem Bibliothekzimmer vor seine Sammlung von asketischen Schriften, von Biographien der Heiligen u. s. w., und sprach davon, daß es Einem, wenn man diese Bücher lese, wie Schuppen von den Augen falle.

Die Buddhaisten nannte Schopenhauer seine Glaubensgenossen und sagte, wenn er am Sterben sein werde, werde er in seiner buddhaistischen Bibel lesen.

Wir sprachen von dem historischen Ursprung der Religionen.

Was im Christenthum Wahres ist, sagte Schopenhauer, ist orientalischen Ursprungs; hingegen der Gott ist der alt-

testamentliche Jehovah, dieser aber ist der persische Ormuzd, und dieser wiederum ist Indra, der Gott des Firmaments.

Die Aegypter sind ursprünglich eine Hindukolonie; daher so viel dem Indischen Aehnliches in ihrer Religion, daher auch ihr Kastenwesen.

Ich wunderte mich darüber, daß ganze Völker, die schon ihre Religion haben, so leicht die Religion eines andern Volkes, mit dem sie in Berührung kommen, annehmen sollen, wie nach ihm die Juden die persische Religion.

Die Juden, erwiderte Schopenhauer, hatten, bevor sie in die babylonische Gefangenschaft geriethen, gar keine eigentliche Religion. Die Eroberer bringen den unterjochten Völkern ihre Religion auf. So verbreitete sich z. B. der Mohammedanismus, der ursprünglich nur in einer von Mohammed gestifteten Sekte bestand, durch Erorberung.

In Hinsicht auf Christus stimmte Schopenhauer der Ansicht des Reimarus in dessen Buche ‚vom Zweck Jesu und seiner Jünger' bei, wonach der ursprünglich irdische Messias, als die politischen Erwartungen, die man von ihm hegte, nicht in Erfüllung gegangen waren, nach der Kreuzigung von den Aposteln in einen himmlischen umgeschaffen worden. Der historische Christus sei nur ein Demagog gewesen, der sich zum König der Juden habe machen wollen. Messias heiße Gesalbter, König; und nicht ohne Grund habe man über das Kreuz geschrieben: Jesus Nazarenus, rex Judaeorum. Später, als das Gehoffte fehlgeschlagen war, hätten Andere mit der Person Jesu buddhaistische Ideen verbunden, hätten buddhaistische Moral an seine Geschichte angeknüpft. Hiernach sei dann Christus der Repräsentant der Verneinung des Willens zum Leben geworden, der uns nicht vom Zorn Gottes — diese Ansicht sei jüdisch —, sondern von der Gewalt des Teufels, d. i. von der Bejahung des Willens zum

Leben, erlöst habe. Der ethische Gehalt des Christenthums sei also buddhaistisch.

Als ich Schopenhauer hierauf fragte, wie es geschehen konnte, daß sich an die simple Geschichte eines jüdischen Demagogen solche überschwängliche Mythen und Legenden anknüpften, wie die neutestamentlichen, führte er mir zur Erläuterung andere Mythenkreise an, die sich in der Geschichte an manche unbedeutende Personen und Begebenheiten geknüpft haben. Das Faktische dieser letzteren sei sehr verschieden von dem, was die Sage aus ihnen gemacht hat. So sei nach neuern Forschungen das den poetischen Sagen vom König Arthur zu Grunde liegende Historische ziemlich unbedeutend, und nicht minder unbedeutend, nicht minder geringfügig möchte wohl das eigentlich Historische vom Trojanischen Kriege sein, das der Ilias zum Grunde liegt.

Schopenhauer war sehr erfreut über die Ergebnisse der neuesten biblischen Kritik, der zufolge die *Apokalypse* das eigentlich ächte urchristliche Buch sei. Er sah darin die Bestätigung seiner Ansicht, daß das alte, ächte Christenthum *asketischen* Geistes war. In der Apokalypse, sagte er, wird die *Ehelosigkeit* gepriesen, und er wies hierbei auf die Stelle Cap. XIV, 4, die er in seinem N. T. angestrichen hatte. Nur die modernen protestantischen Optimisten, sagte er, erklären die Ehe für etwas Hohes, Heiliges, Göttliches. Tertullian hingegen habe gesagt, daß die Ehe vom Stuprum nicht wesentlich verschieden sei.

Es war von den „letzten Dingen" der Theologen die Rede. Schopenhauer sagte: „Ewige Verdammniß — wie absurd! Für ein Leben von dreißig Jahren ewige Verdammniß!"

Sehr erbittert war Schopenhauer auf das englische Pfaffenthum. In England, sagte er, wird's mit der Barbarei der Glaubensherrschaft bald ein Ende nehmen, wenn nur erst das ganze Volk lesen lernt, von dem bisher $^2/_3$ nicht lesen konnten. Es giebt in Hinsicht auf *Bildung* keine schärfere Scheidewand, als zwischen Denen, die lesen können, und Denen, die es nicht können. Die letzteren sind der eigentliche Pöbel. Unter den Gebildeten wiederum findet der selbe Unterschied statt zwischen Denen, die Latein verstehen, und Denen, die es nicht verstehen.

Theologie und Philosophie, sagte er, sind wie zwei Waagschalen. Je mehr die eine sinkt, desto mehr steigt die andere. Je größer der Unglaube in unserer Zeit wird, desto stärker erwacht das Bedürfniß nach Philosophie, nach Metaphysik, und da müssen sie zu mir kommen.

Ich sagte zu ihm: Das haben Sie nur nicht zu erwarten, daß Ihre Philosophie jemals populär sein wird. Er gab dies zu, meinte aber, das Menschengeschlecht werde stets eine Philosophie nöthig haben, denn das metaphysische Bedürfniß sei so unausrottbar, wie das physische.

Wiederholt kam Schopenhauer in seinen Gesprächen auf diejenigen Punkte seiner Philosophie zurück, in denen er Gegenstände, die bisher von den Philosophen wenig beachtet worden, der Metaphysik vindicirt hatte, — auf die *Geschlechtsliebe* und auf das „*Geistersehen und was damit zusammenhängt*".

Den ersten Punkt betreffend, sagte er unter Anderm: *Lichtenberg* hat in seiner Abhandlung „über die Macht der Liebe" zwar gesagt, nur der *physische Trieb* sei unwiderstehlich, nicht aber die *leidenschaftliche Liebe*. Ich aber sage: Es verhält sich umgekehrt: den physischen Trieb kann

man unterdrücken, wie z. B. die Sekte der Shakers thut, nicht aber die Liebe.

Eines Tages zeigte er mir das Buch des Johannes Secundus über die Küsse, welches er auf einer Auction erstanden hatte, und sprach mit mir über die verschiedenen Arten von Küssen.

---

200 Von den Ausartungen des Geschlechtstriebes sprechend, verweilte er besonders bei der Päderastie, deren Erklärung ihn damals stark zu beschäftigen schien. Er erzählte mir mehrere Fälle von Päderastie aus der Gegenwart und fügte hinzu, dieses Laster sei auch unter den Neuern gar nicht so selten, als man glaubt. Er hatte Shakespeare im Verdacht, ein Päderast gewesen zu sein, und wollte dies aus seinen Sonetten schließen.

---

200 Den zweiten erwähnten Punkt, das Geisterreich betreffend, waren Schopenhauers Gespräche sehr mannigfaltig, gaben theils Faktisches, theils Erklärungen und Deutungen.

Er erzählte mir einige Fälle von magischer Wirkung des Willens auf Andere, die dadurch wie gebannt waren, z. B. durch einen magisch wirkenden Fluch gelähmt wurden und von Stunde an hinken mußten, u. s. w. Ich äußerte meine Verwunderung über diese Annihilation des Willens im Gebannten. Schopenhauer sagte: Bei Thieren ist's leichter als bei Menschen, weil, wie Paracelsus sagt, der Geist des Menschen sich wehrt.

Bei dieser Gelegenheit bemerkte er: Es war doch ein ganzer Kerl, der Paracelsus. Welche Kraft in seinem Stil!

---

201 Das Vorhersehen des Zukünftigen in der Clairvoyance erklärte Schopenhauer aus der Idealität der Zeit und der völligen Nothwendigkeit alles Geschehenden. Es ist,

sagte er, Alles schon jetzt, was noch kommen wird; wir sehen es bloß mit unsern gewöhnlichen Augen nicht. Der Hellsehende schiebt aber gleichsam die Brille der Zeit voran und sieht es.

Wir sprachen vom „zweiten Gesicht“. Als ich meine Verwunderung darüber äußerte, daß in Visionen dieser Art oft Mehrere gleichzeitig und unabhängig von einander das Selbe sehen, während doch sonst nur dann Mehrere gleichzeitig das Selbe sehen, wenn ein reales äußeres Objekt gleichzeitig auf ihre Sinne einwirkt, erwiderte Schopenhauer: Die Welt als Vorstellung kann auf zweierlei Weise entspringen. Wir sind zwar gewohnt, ein äußeres, empirisches Objekt, das auf die Sinne einwirkt, das mittelst der Lichtstrahlen in das Auge dringt, u. s. w. anzunehmen, wo Verschiedene die selbe Anschauung haben. Aber die Welt als Vorstellung kann auch noch auf einem ganz andern Wege entspringen.

Wie Schopenhauer in den magischen Wirkungen die Allmacht des Willes sah, so sah er in den Ahnungen, den fatidiken Träumen, den das Abwesende und Zukünftige schauenden Visionen „unsere Allwissenheit“.

Schopenhauer sprach mit mir auch von „providentieller Leitung im Schicksale des Einzelnen“. Er fand ein Analogon derselben in dem instinktartigen Thun der Thiere und der in dem Instinkt waltenden bewußtlosen Providenz.

Wir sprachen einst vom Instinkt der Thiere. Mich befremdete die Erscheinung, daß, während sonst der Instinkt die Thiere auf das zu ihrer Selbsterhaltung Erforderliche hinführt und von dem Schädlichen zurückhält, doch die Motten so oft in das brennende Licht hineinfliegen und sich verbrennen. Schopenhauer schien im Augenblick selbst keine rechte Lösung dieses Phänomens zu wissen. Er erinnerte

nur an die lex parsimoniae naturae, die hier das Thier so knapp ausgestattet, daß es nicht einmal Verstand genug habe, sich vor der Flamme zu hüten.

Schopenhauer schien mir Unrecht zu haben, daß er den Thieren die Vernunft abspricht. Ich citirte ihm einige Geschichten von Hunden, Affen, Elephanten, aus denen unzweifelhaft hervorgehe, daß diese Thiere Vernunft haben. Er erwiderte: Natura non facit saltum. Ein Analogon von Vernunft finde sich allerdings schon in den höhern Thieren. Denn Vernunft sei es, von seinem unmittelbaren Zweck abgehen und denselben auf einem Umwege, durch Mittel, zu denen Reflexion gehört, zu erreichen suchen, wie jener Affe, der, als er sich nicht unmittelbar von der Kette losmachen konnte, an die er befestigt war, nun die Kette von dem Pfahle abwickelte, um den sie geschlungen war, um sich auf diese Weise zu befreien.

Wir sprachen vom Hunde. Der Hund, sagte Schopenhauer, ist eigentlich und ursprünglich ein Raubthier. Der Mensch hat ihn sich erst zu dem gezogen und gebildet, was er jetzt ist, zum zahmen Hausthier. Wenn es keine Hunde gäbe, fügte er hinzu, möchte ich nicht leben.

Was mir, sagte er einst, den Umgang mit meinem Hunde so erfreulich macht — und hierbei streichelte er ihn und sah ihm dabei freundlich ins Auge — ist die Durchsichtigkeit seines Wesens. Mein Hund ist durchsichtig wie ein Glas. Und hieran knüpfte er gleich seine Theorie von dem Unterschiede zwischen Mensch und Thier, daß nämlich das Thier nur durch anschauliche Motive in Bewegung gesetzt wird und daher vom gegenwärtigen Eindruck abhängig bleibt, während beim Menschen, in Folge der Vernunft, die Fähigkeit für nichtanschauliche, abstrakte Motive und da=

mit die Unabhängigkeit von der Gegenwart, damit aber auch das Vermögen der Reflexion und der Verstellung eingetreten sei.

Die Herbart'sche Leugnung der Vielheit der Seelenvermögen erklärte Schopenhauer für absurd. Der sogenannten Seelenvermögen, sagte er, giebt es offenbar mehrere, ganz verschiedene, da z. B. das Gedächtniß ein ganz anderes Vermögen ist als Urtheilen und Schließen.

Ich sagte, schon die Sinnesthätigkeiten seien so verschieden, daß sich nicht die eine auf die andere zurückführen lasse; Sehen und Hören seien ganz verschiedene Funktionen.

Aber noch verschiedener, sagte Schopenhauer, sind Denken und Sehen, und der größte Unterschied ist zwischen Wille und Intellekt.

Ich führte aus meiner eigenen Erfahrung an, daß ich oft des Morgens, nach dem Erwachen, ohne alle Anstrengung ganz klar über Dinge denke, die mir den Abend vorher noch dunkel waren und über die ich mich vergebens ins Klare zu kommen angestrengt hatte.

Da sehen Sie, sagte Schopenhauer, wie physisch der Intellekt ist, und kam hierbei auf seine Lehre vom Ermüden des Intellekts im Gegensatze zur Unermüdlichkeit des Willens zurück.

Gegen Beneke's Behauptung, daß, je mehr Geist Einer hätte, er desto weniger Zeit zum Schlaf brauchte, verfocht Schopenhauer die gerade entgegengesetzte Behauptung und wies aus der Geschichte geistig begabter und viel mit dem Geiste arbeitender Männer, wie Cartesius, Kant nach, daß sie Langschläfer waren. Von sich selbst berichtete er mir, daß er acht Stunden ununterbrochen schlafe.

Einst, während Schopenhauer zu mir sprach und ich ihm aufmerksam zuhörte, drehte ich, ohne mir dessen bewußt zu sein, unaufhörlich ein Stück Papier in der Hand. Als Schopenhauer zu sprechen aufhörte, warf ich das Papier weg und nun, mir bewußt werdend, daß ich während des Nachdenkens dasselbe fortwährend zwischen den Fingern gedreht hatte, knüpfte ich daran die Bemerkung, es sei doch ein eigenthümliches psychologisches Phänomen, daß wir oft, während wir mit Nachdenken über einen Gegenstand beschäftigt sind, gleichzeitig ganz mechanisch etwas treiben, ohne uns dessen bewußt zu sein und ohne daß die eine Thätigkeit durch die andere gestört wird. Ich wünschte zu wissen, wie Schopenhauer dieses erkläre.

Es giebt, sagte Schopenhauer, eine Spaltung im Intellekt zwischen der *anschaulichen* und *abstrakten* Thätigkeit, von denen jede ihren abgesonderten Verlauf nehmen kann. Während ich z. B. beim Ankleiden ganz anschaulich beschäftigt bin, kann ich zugleich abstrakt in einen Gegenstand des Nachdenkens vertieft sein.

Aus der Spaltung zwischen dem *Anschaulichen* und *Abstrakten* erklärte Schopenhauer auch das moralische Phänomen, daß wir das Bessere erkennen und dem Schlechteren folgen. (Video meliora proboque, deteriora sequor.) Das *anschauliche*, in der Gegenwart liegende *Motiv* wirke nämlich stärker als das abstrakte, vernünftige, der Zukunft angehörige.

Ich fragte Schopenhauer, warum der Wille in der Natur, der sich von Stufe zu Stufe bis hinauf zum Menschen steigert, die niedrigern Stufen, über die er hinausgeht, und die ihm also nicht zu genügen scheinen, doch für sich fortbestehen läßt?

Schopenhauer erwiderte: Er läßt sie stehen, und bringt sie immer wieder von Neuem hervor, weil er sie braucht, um sie zu verschlingen. Denn dieser Wille ist ein hungriger Wille und zehrt an sich selber.

Als wir vom Urzustand des Menschengeschlechts sprachen, sagte Schopenhauer: Der Mensch war ursprünglich schwarz und ein reinliches, von Vegetabilien, wie der Affe, lebendes Thier. Einmal in den Norden hineingedrängt aber konnte er ohne Fleisch nicht mehr bestehen und hat dadurch, so wie durch die Kleidung, eine unreine und ekelhafte Beschaffenheit angenommen.

Schopenhauer war fest davon überzeugt, daß es eine generatio aequivoca gebe. Aber daß ein Wesen, wie der Mensch, unmittelbar aus dem Schlamm entstanden sei, hielt er für absurd. Nein, sagte er, die Natur steigert sich allmälig. Zur glücklichen Stunde, als alle Bedingungen dazu vorhanden waren, legte einst die Schlange, nachdem sie unzählige Male Eier gelegt hatte, woraus wieder nur Schlangen wurden, — ein Ei, aus welchem eine Eidechse wurde. Man denke sich einen Adler; wie soll der aus dem Schlamm hervorgekommen sein? Nein, zur glücklichen Stunde wurde einst aus dem Habicht ein Adler. Und wieder zur glücklichen Stunde wurde aus dem Chimpanse ein Mensch. Aus dem Schlamm entstehen nur die niedrigsten, unvollkommensten Thiere, die Infusorien. Ehrenberg, sagte er bei dieser Gelegenheit, hat Unrecht, diese kleinen Thierchen für vollkommene Organismen zu halten und Punkte für Augen auszugeben. Ehrenberg mag scharfe Augen haben, um gut zu sehen; aber auf sein Urtheil gebe ich nichts.

Ich wendete gegen Schopenhauers Theorie von der allmäligen Steigerung der Natur aus niedrigeren zu höhern

Gattungen ein, eine solche Steigerung dürfte erst dann, wenn sie empirisch (a posteriori) bewiesen wäre, für eine wissenschaftliche Wahrheit gelten; a priori ließe sich darüber nichts ausmachen. Jedoch Schopenhauer war entgegengesetzter Meinung. Er behauptete, es lasse sich a priori einsehen, daß die Natur keinen Sprung mache, daß der Wille zum Leben sich *allmälig* steigere.

Auf meine Frage, wie es denn komme, daß die Natur, nachdem sie einmal zur glücklichen Stunde aus einem Schlangenei eine Eidechse hervorgebracht, nachher doch aus den Schlangen wieder nur Schlangen hervorgingen, erwiderte er, sie konnte es eben nur einmal, zur glücklichen Stunde. Nachher pflanzten sich die Schlangen wieder nur als Schlangen fort.

Wie sehr die Natur bestrebt ist, jede Species zu erhalten, das, sagte Schopenhauer, sieht man daran, daß in dem Grade, als einmal die Sterblichkeit überhand nimmt, auch die Zeugung zunimmt, z. B. nach einer großen Pest. Was in aller Welt, fügte er hinzu, hat mein Tod mit dem Ehebette des Nachbars zu thun, daß aus diesem Ersatz für meinen Abgang entspringen soll, und er darum mehr Kinder zeugt. Hier offenbart sich eben das *Metaphysische* in der Natur.

Als ich einst mit ihm über seine Lehre, daß der *Charakter*, die Neigungen und Leidenschaften, kurz das *Herz*, vom *Vater*, dagegen die *Intelligenz*, ihr Grad, ihre Beschaffenheit und Richtung, von der *Mutter* vererbt werde, sprach und bemerkte, es kämen wohl auch Kinder vor, die nicht den Charakter des Vaters hätten, erwiderte er kurz: „Pater semper incertus“. Und als ich ferner an mir selbst einen von meinem Vater verschiedenen Charakter wahrgenommen

haben wollte, trotzdem daß Pater semper incertus auf mich nicht anzuwenden sei, erklärte er meine Wahrnehmung als Täuschung. Sie glauben, sagte er, nur darum einen andern Charakter, als Ihr Vater zu haben, weil Ihr vom Vater ererbter Charakter in Folge des ihm von der Mutter beigegebenen Intellekts eine andere *Richtung* genommen hat, als bei Ihrem Vater. Ihr *Wille* ist, prüfen Sie sich, wesentlich der selbe, wie der Ihres Vaters; aber die *Motive*, die diesen Willen in Bewegung setzen, sind, als durch ein anderes Medium, den von Ihrer Mutter ererbten Intellekt, hindurchgehend, andere, und daher die scheinbare Verschiedenheit des Charakters.

Wir sprachen von Mädler's „Centralsonne". Wenn, sagte Schopenhauer, die Welt ein geschlossenes Ganze wäre mit einem Centrum, so würde sie doch im unendlichen Raume nur einen Punkt ausmachen, und es wäre mit Aristoteles zu fragen, warum sie gerade diesen und keinen andern Ort einnehme.

Ein Professor *Fischer* in Basel, sagte Schopenhauer, hat eine Metaphysik, auf Physik gegründet, geschrieben. Da soll der Aether die Ursache des Raumes sein, u. dgl. Er ist oberflächlich. Eine Metaphysik, auf Physik gegründet, habe auch ich geliefert, im ‚Willen in der Natur'; aber hier ist das Physische nur Mittel, nicht Zweck.

Ich bemerkte, da der Intellekt als eine Funktion des Gehirns mit dem Gehirn im Tode zerstört wird, so werde damit eigentlich auch die *Metaphysik*, als eine Funktion des Intellekts, zerstört. Mit dem Gehirn höre der Intellekt, und mit dem Intellekt die Metaphysik auf.

Aber das *Thema* der Metaphysik, erwiderte er, wird ewig bleiben.

4.

Mit Adam von Doß.

April 1849. — Mai 1850. — Sommer 1857.

Wüßte ich nur die Quelle, welcher Sie die wundervolle Parabel entnahmen und mir einst mit großer Rührung erzählten, nach welcher Schakja-muni einst als Komödiant ein Freudenmädchen, welches er in einen Wald gelockt hatte, ermordete, einen Einsiedler fälschlich des Mordes anklagte, aber bei dessen Hinrichtung dergestalt von Reue ergriffen wurde, daß er sich selbst dem Richter und dem Tode überlieferte, worauf er in verschiedenen Wiedergeburten sein Verbrechen noch weiter dadurch abbüßte, daß ihm stets das zugleich wiedergeborene, von ihm getödtete Weib irgend ein Leid zufügte, bis sie ihn zuletzt, als er bereits als Bodhisattva — oder gar als Buddha — vor einer großen Versammlung lehrte, öffentlich, in der Gestalt eines alten Weibes, mit Schimpfworten verfolgte, welche er geduldig und schweigend über sich ergehen ließ, indem er den sich wundernden Schülern zuletzt entdeckte, — daß er selbst jener Komödiant gewesen sei.

Lesen Sie ja, verehrter Meister, die Operette morali und die Pensieri Leopardi's, dieses südlichen Doppelgängers im Pessimismus, wenn Sie ihn noch nicht kennen, was wohl der Fall sein dürfte, weil sonst gewiß Sie mich auf ihn aufmerksam gemacht hätten. Uebrigens haben wir doch einmal von Leopardi gesprochen, nämlich während meines Aufenthaltes in Frankfurt im Mai 1850, aber freilich nur auf Veranlassung einer wenige Monate zuvor in den Blättern für litter. Unterhaltung erschienenen Anzeige seiner gesammelten Briefe. Einige Stellen aus denselben verriethen mir schon damals den ungewöhnlichen Beobachter und Denker, als

welchen ich nun den mir theuer gewordenen Autor der Operette morali näher kennen gelernt habe. —

Ich beneide Sie um den noch bevorstehenden ersten Eindruck, den diese Schriften auf Sie, hochverehrter Meister, machen werden, und freue mich zugleich, eine Schuld zurückerstattet zu haben, mit der ich seit dem Jahre 1850 noch immer im Rückstande war. Damals empfahlen Sie mir Lichtenberg's vermischte Schriften, die ich noch nicht gelesen hatte, mit der Bemerkung, daß Sie mich um den mir noch bevorstehenden Genuß beneideten.

Ich lobe den Tag, an welchem ich den Entschluß gefaßt habe, mit Ueberwindung jeder Schwierigkeit Ihre persönliche Bekanntschaft aufzusuchen und Ihre leiblich ausgeprägte Individualität mit dem in Ihren Werken waltenden Geiste so zu sagen zu confrontiren; denn ich habe dadurch die für mich wichtige Ueberzeugung gewonnen, daß man sich in einem relativ, d. h. soweit es überhaupt menschenmöglich ist, glücklichen Zustande befinden und doch das im Allgemeinen herrschende menschliche Elend aufs tiefste empfinden und mit hinreißender Kraft und Treue darstellen kann. Seitdem die unerschöpfliche Frische, Fülle und Gesundheit Ihres körperlichen, gemüthlichen und geistigen Wesens im unmittelbaren Verkehr mit Ihnen auf mich eingeströmt ist, halte ich Sie für einen der glücklichsten und beneidenswerthesten Sterblichen und deshalb jene Stellen Ihrer Werke, die immer und immer wieder als krankhafte Ausbrüche einer zwar bedeutenden, aber abnorm verstimmten, unmaaßgeblichen Subjektivität kritisirt und perhorrescirt werden, für objektiv wohlbegründete Offenbarungen, eines vom eigenen Behagen und Selbstgenusse nicht berauschten Genius.

Unvergeßlich werden mir insbesondere die Tage meines letzten Aufenthaltes zu Frankfurt sein, weil sie mich, nach

einer Zwischenzeit von sieben Jahren, nicht nur keine Abnahme Ihrer Munterkeit und Rüstigkeit, sondern eher eine Steigerung derselben wahrnehmen ließen. So hingerissen war ich von den während unserer ersten siebenstündigen Unterredung empfangenen Eindrücken, daß ich, obwohl ich mich gegen Mitternacht zu Bett begeben hatte, doch den Morgen grauen sah, ehe ich den nach einer Tagereise so nöthigen Schlaf finden konnte. Ich bedauere nur, daß meine damalige Stimmung, wegen des Druckes, den die ungewisse Aussicht auf nahe bevorstehende, tiefeingreifende Veränderungen in meinem Privat- und Berufsleben auf mich ausübte, nicht heiter, frei und unbefangen genug war, um der Fülle des in der Unterhaltung von Ihnen Dargebotenen mit größerer Aktivität entgegenzukommen und verschiedene metaphysische Anliegen und Fragen, welche ich gern Ihrer mündlichen Erläuterung und Entscheidung anheimgestellt hätte, zur Discussion aufzuwerfen. Freilich hätte es mich selbst bei ungebundenerer Stimmung eine nicht geringe Ueberwindung gekostet, aus der passiven Rolle eines Aufhorchenden herauszutreten und den Fluß Ihrer Rede durch Aufwerfung selbstgewählter Themata zu unterbrechen und abzulenken, weil drei Tage, wenn man sich fast nur an der Wirthstafel sieht und spricht, gegenüber einer so seltenen Persönlichkeit, wie die zu genießende war, eine zu kostbare Zeit sind, um sie durch eigene Einstreuungen zersplittern zu mögen.

Das von Ihnen verheißene Kapitel über das alte Testament, welches Sie zu diesem Behufe eigens durchstudirt haben, vermißte ich mit Bedauern unter den Zusätzen der neuesten Auflage zum zweiten Bande Ihres Hauptwerkes.

5.

Mit Dr. phil. E. O. Lindner.

Sommer 1852. Spätsommer 1858.

Im Sommer 1852 machte ich Schopenhauer's persönliche Bekanntschaft. Bei dieser Gelegenheit fand es sich, daß ich mit einem Baron v. Lowtzow bekannt geworden war, mit welchem Schopenhauer vom Jahre 1823 an vielfach freundschaftlich verkehrt hatte; erst seit 1836 waren sie in Folge einer Aeußerung Schopenhauer's, die Lowtzow übel genommen hatte (Schopenhauer hatte Lowtzow den Rechnenmeister der Bauern genannt), außer Verkehr gekommen.

Im Spätsommer 1858 stand Schopenhauer mit Brockhaus wegen der dritten Auflage der ‚Welt als Wille und Vorstellung' in Unterhandlung; als ich ihn um diese Zeit besuchte, sprach er wiederholt mit mir über die Bedingungen, die er stellen solle, und fand meinen Vorschlag von 3 Louis-d'or für den Bogen angemessen.

Es ist ein unersetzlicher Verlust, daß eine Schrift, welche Schopenhauer im Laufe des späteren Alters begonnen, nicht mehr vorhanden ist. Er nannte dieselbe *εἰς ἑαυτον*. Wiederholt habe ich mit ihm darüber gesprochen. Zuletzt im Jahre 1858. Nach seinen Aeußerungen wollte er darin eine Reihe von rein persönlichen Lebenserinnerungen niederlegen, zum Theil mit der Absicht, sich selbst einen Spiegel über einzelne Seiten seines natürlichen Wesens vorzuhalten. Zugleich bemerkte er, daß diese Aufzeichnungen vor seinem Tode durchaus nicht gedruckt werden könnten. Und nicht mit mir allein hat Schopenhauer in solcher Weise gesprochen. Stets aber scheint er einen besonderen Werth auf diese Schrift gelegt zu haben, und ich wenigstens war in Folge seiner An-

deutungen gerade auf diesen Theil seines Nachlasses besonders gespannt, da ich ihn nach Schopenhauer's eigenen Aeußerungen für wichtiger und eigenthümlicher halten mußte als einzelne Gedanken, Studienhefte und zurückgelegte frühere Arbeiten.

6.

Mit Dr. phil. D. Asher.

Sommer 1854.

He [Schopenhauer] expressed to me his deep regret at not having enjoyed the personal acquaintance of Byron.

7.

Mit Professor C. G. Bähr.

Sommer 1855.

Im Laufe der Unterredung äußerte Bähr zu Schopenhauer, seine Philosophie sei eigentlich sehr bescheiden. Als Schopenhauer darauf fragte: „wie so?", und jener erwiderte: „weil Sie die Güte des Herzens höher stellen als das Genie, das Ihnen doch selbst eigen ist", sagte er beifällig: „Sie haben recht, das verfault einst, wodurch ich vor Tausenden excellire, während die Güte des Herzens unvergänglich ist."

8.

Mit Dr. François Wille.

Sommer 1855.

Erinnern Sie sich, was Dr. Wille mir [Richard Wagner] einmal als Gruß von Schopenhauer mitbrachte: „Sagen Sie Ihrem Freunde Wagner in meinem Namen Dank für die Zusendung seiner Nibelungen, allein er solle die Musik an den Nagel hängen, er hat mehr Genie zum Dichter! Ich, Schopenhauer, bleibe Rossini und Mozart treu".

9.

Mit Robert von Hornstein.

September 1855—Oktober 1859.

Die Haushälterin, den Pudel zur Seite, öffnete mir und meldete mich beim Doktor an. Ich hörte etwas brummen; darauf die Stimme der Haushälterin: Es scheint mir ein Student zu sein. „Dann soll er herein“, rief die Brummstimme. Mein Erstes war, ihm die Grüße Wagner's zu überbringen . . . . „Er hat mir schon einmal durch einen Züricher Studenten, politischer Flüchtling schien er zu sein“, setzte er etwas verächtlich hinzu, „Grüße sagen lassen. Der Mensch gefiel mir aber nicht. Doch halt. Der alte Wille hat mir auch Grüße von ihm gebracht. Der alte Wille, ja freilich, eigentlich ein guter Hamburger.“ . . .

„Er hat mir seine Trilogie geschickt. Der Kerl ist ein Dichter und kein Musiker. Es kommen allerdings tolle Dinge da vor. Einmal [Walküre, Schluß des 1. Aktes] heißt es: ‚Der Vorhang fällt rasch.‘ Wenn er aber nicht rasch fällt, dann kriegen wir böse Dinge da zu sehen.“

Er sagte nie Wagner, ohne das Richard vorzusetzen, das er englisch (Ritschert) aussprach. . . . „Ich bewundere und liebe Mozart und besuche alle Concerte, in denen Beethoven'sche Symphonien gespielt werden, aber — wenn man viel Rossini gehört hat, kommt Einem alles Andere schwerfällig vor.“ Wenn er von Rossini sprach, schlug er die Augen andächtig zum Himmel auf. „Rossini war einmal hier, logirte einige Tage im ‚Englischen Hof‘; er saß bei der Tafel in meiner Nähe, aber — ich wollte seine Bekanntschaft nicht machen. Zum Wirthe sagte ich: Das kann unmöglich Rossini sein, das ist ein dicker Franzose. Uebrigens kommt es gerade bei Musikern leicht vor, daß sie das nicht repräsentiren, was sie sind. Spontini aber machte eine Ausnahme. Er war auch

hier und wir verkehrten mehrere Tage miteinander. Einmal sagte er zu mir: ‚Hören Sie die Militärmusik im Sechsachteltakte spielen? Das sollte nicht sein. Militärmusik darf nur Viervierteltakt spielen. Alles Andere ist gegen ihre Würde.‘ Ich gab ihm vollständig recht.“ Für Karl Maria von Weber hatte Schopenhauer nicht viel Sympathie. „‚Freischütz‘ ist recht niedlich, aber eine ganz kleine Oper.“ Er besaß sämmtliche Opern Rossini's, für eine Flöte arrangirt. Das spielte er Alles von Jahr zu Jahr einmal durch, Mittags von 12 bis 1 Uhr. Nie erlaubte er mir, ihm zuzuhören, so oft ich ihn darum bat . . . Nur dem Flöten-Virtuosen Drouet will er einmal vorgespielt haben. Er erzählte mir auch, daß er nach dem zweiten Satze der Beethoven'schen F-dur-Symphonie [für sich] ausgerufen habe: „Da meint man doch, aller Erdenpein sei man für ewig entronnen! Der Satz wurde da capo gespielt, worauf mein Nachbar die selbe Bemerkung mit den selben Worten machte.“ Als ich mich bei ihm empfahl, sagte er noch: „Daß ich Sie annahm, verdanken Sie meiner Haushälterin, die Sie einen Studenten nannte. Wären Sie ein Philosophie-Professor gewesen, hätte ich Sie nicht angenommen. Professor Weiße aus Leipzig wollte mich einmal besuchen. Ich schrie aber so, daß er es hören mußte: Für Herrn Professor Weiße bin ich nicht zu Hause. Uebrigens, wenn Sie Abends in den ‚Englischen Hof‘ kommen, werden Sie mich da treffen.“

Eines Tages kam das Gespräch auf Feuerbach. „Mit Feuerbach habe ich so viel gemein wie Tell mit dem Parricida“, meinte Schopenhauer. „Feuerbach's Devise kann doch nur sein: post mortem nulla voluptas, edite, bibite. Sein ‚Wesen des Christenthums‘ hat viele gute Stellen, nur ist sein Ausspruch falsch: Theologie ist Anthropologie, nein!: Theologie ist Anthropomorphismus, daher ist der Ausspruch des Helvetius

oder Diderot ‚L'homme crée le dieu à son image' ganz richtig, den Feuerbach acceptirt hat."

„Den Strauß habe ich durch einen Amerikaner grüßen lassen; ich achte den Mann, seine Kritik hat Verdienste; nur hätte er noch mehr Gründe gegen das Historische der Evangelien anführen können, zum Beispiel einen des Voltaire: Christus hat die Geister der Besessenen ausgetrieben und in eine Heerde von 500 Säuen gebannt. Wie kommen 500 Säue in ein Land, wo das Schweinefleisch verboten ist? Das ist die poetische Allwissenheit. Ferner: Christus hat ein bestimmtes Gebet am Oelberg gesprochen, das angeführt wird. Woher wissen wir das? Die Jünger schliefen, und gleich nachher wurde er gefangen." Ich sagte, dem Strauß sei die Historie von den 500 Säuen wohl zu frivol gewesen, worauf er entgegnete: „Ist aber treffend." Ich fragte, ob wohl Strauß seine Werke kenne? „Doß in München, mein tiefsinnigster Apostel — mein gelehrtester ist Becker in Mainz — gab sie ihm, ich weiß nichts Weiteres. Bei dem großen Strauß'schen Erfolge begreife ich nur nicht, wie die Leute wirklich früher an die Sache glauben konnten."

„Goethe kannte mein Hauptwerk", sagte er mir einst auf meine Frage, „er schrieb an meine Schwester zwei Seiten darüber mit Bleistift. Besonders gefiel ihm: Ueber den angeborenen und den erworbenen Charakter und über Phidias. Ein Gleichniß von mir erzählte er dem Eckermann. Es war eine offenbare Reminiscenz."

„Moleschott ist ein Barbiergeselle. Sein Capitel über den Willen ist für einen Gymnasiasten zu viel."

„Professor Michelet legt in einem Aufsatze über mich eine solche Unwissenheit an den Tag, daß ich ihn [Michelet] cassiren

würde. Auch kannte er den Titel meiner Preisschriften nicht, schrieb aber darüber."

Von Reichardt hielt er viel als Liederkomponist, dagegen schimpfte er über Schubert's falsche Behandlung des ‚Erlkönigs', z. B. daß Stellen, die geheimnißvoll behandelt werden müßten, laut geschrieen würden. „Mendelssohn's Compositionen sind hübsch, aber ohne Genie. Seine Symphonien sind langweilig. Am besten gefiel mir ‚Paulus', den möchte ich schon einmal wieder hören. Gluck war mir immer langweilig. Gluck's Musik läßt sich nicht getrennt denken von den Worten, und das ist falsch. Musik muß durch sich allein wirken, die Worte sind Nebensache. Die Musik ist viel mächtiger als das Wort. Musik und Worte sind die Vermählung eines Prinzen mit einem Bettlermädchen. Die Fabel in der Oper ist Nebensache, im Grunde nur dazu vorhanden, um der Vernunft auch was zu geben. Rossini hat dies ins Extreme getrieben und die Worte gradezu verhöhnt."

Ganz begeistert kam er eines Abends aus dem ‚Figaro' im Englischen Hof an, besonders die wunderbare Stil-Einheit betonend.

Oft hörte ich ihn sagen: „Ich muß mir immer die Größe Schillers vor Augen führen, um nicht ungerecht gegen ihn zu werden."

Er erhob einmal das Glas, um „auf den edlen Fürsten Windischgrätz" zu trinken, bedauerte nur seine zu große Empfindsamkeit. Den Blum hätte er nicht erschießen, sondern henken sollen. Er schilderte Blum als einen „knotigen Kerl", der sich „unterstanden hätte, das Deutsche Reich instandsetzen zu wollen. Er hätte sollen bei seiner dramatischen Carrière bleiben, Logenschließer und Theatercassier."

„Blum hatte in der Paulskirche, als man ihm zuklatschte, gerufen: Wir sind hier nicht im Theater. — Wäre ich dagewesen, hätte ich gerufen: Freilich sollte man meinen, man wäre im Theater, wenn Logenschließer das große Wort führen."

Er erzählt eines Tages, daß die Beamten der freien Stadt Frankfurt sich fürchterlich blamirt hätten in einer Audienz bei einem deutschen Monarchen. „Dagegen mein Vater. Er stand eines Tages auf dem Schloßplatze in Berlin, während der Parade. Der alte Fritz bemerkte den fremden Mann, ging auf ihn zu und fragte ihn nach seinem Herkommen. „Aus Danzig, Majestät, bin Kaufmann." Einen Bürger aus Danzig zu sprechen, interessirte ihn, und er wollte ihn bei sich haben. „Hat Er auch Spaniol?" „Jawohl, Majestät." „Bringe Er mir morgen welchen." Mein Vater war zur bestimmten Stunde im Schlosse. Da er es für unschicklich hielt, einem Monarchen die Dose zu offeriren, schüttete er den ganzen Spaniol auf den Tisch, damit der König davon nehme. „Sein Spaniol ist gut." Er machte eine größere Bestellung. Sein taktvolles Benehmen und seine Aufschlüsse über Danzig hatten den König sehr für ihn eingenommen. Sie begegneten sich noch öfter."

Einmal sagte er: „Daß ich die Flöte spiele, verdanke ich meinem Vater, dem prosaischen Kaufmann von Danzig, der meinte, ich solle es nur lernen, man könne nicht wissen, wozu ich es noch brauchen könne. Meine poetische Mutter aber, der Schöngeist von Weimar, war meinem Wunsche entgegen: er wird einmal soviel Geld haben, daß er sich Flöte vorspielen lassen kann."

Wenn Schopenhauer die Vorzüge seines Vaters gegen die Fehler seiner Mutter hervorgehoben hatte, schloß er:

„Der Geist meines Vaters schwebt über mir und sagt: Nicht wahr mein Sohn, ich habe besser für Dich gesorgt?"

Der Mutter gab er die Schuld an dem Selbstmord [?] seines Vaters . . . er schrieb ihr das finanzielle Herabkommen seiner Familie zu. „Es ist ja vorüber, es gehört zu allem Andern" pflegte er aufseufzend zu sagen, wenn er auf diese Periode seines Lebens zu sprechen kam.

„Ich hatte einen Empfehlungsbrief an Byron von Goethe. In Venedig war ich drei Monate während Byrons Aufenthalt. Immer wollte ich mit Goethes Brief zu ihm, als ich es eines Tages ganz aufgab. Mit meiner Geliebten ging ich auf dem Lido spaziren, als meine Dulcinea in der größten Aufregung aufschrie: ‚Ecco il poeta inglese!' Byron sauste zu Pferde an mir vorüber, und die Donna konnte den ganzen Tag diesen Eindruck nicht los werden. Da beschloß ich, Goethes Brief nicht abzugeben. Ich fürchtete mich vor Hörnern. Was hat mich das schon gereut!!"

„Byron ist nicht der erste, aber doch der zweite englische Dichter", sagte er oft.

„Wissen Sie auch, daß in einem Jahre die drei größten Pessimisten zugleich in Italien waren? Doß hat es ausgerechnet: Byron, Leopardi und ich. Doch hat Keiner den Andern kennen gelernt."

Er erzählte mir, daß in Florenz an der Mittagstafel ihm Einer gesagt habe: Sie sehen aus, als hätten Sie ein großes Werk geschrieben oder eine große That vollbracht."

Ein durch Frankfurt kommender Amerikaner, der nichts von Schopenhauer gelesen und nur gehört hatte, daß er „der Philosoph des Tages" sei, versuchte ein Interview mit ihm

und begann mit der Frage im Reporterstil: „Was halten Sie von Hegel?“ Er antwortete barsch: „Hegel ist ein Charlatan“ und ließ den Interviewer stehen. An diesen Vorgang anknüpfend sagte er zu von Hornstein: „Die Amerikaner sind mir verhaßt. Ihr Benehmen ist roh, ihre Intelligenz entlehnt, holen sich Alles aus dem Osten. Haben das Geld, Städte zu bauen, aber nicht die Intelligenz, ihnen Namen zu geben, daher in Amerika alle europäischen Städtenamen anzutreffen sind. Der Engländer verhält sich zum Amerikaner wie ein Dukaten zum Rechenpfennig. Auf den ersten Augenblick kann man sie nicht unterscheiden, aber hernach —.“ „Der Engländer ist eine noble Nation; intelligent im höchsten Grade, sodaß man seinen kirchlichen Aberglauben darüber vergessen kann. Die Amerikaner hingegen sind jüdisch-orthodox, ohne die englischen Tugenden.“

Sein Hausarzt, der Medicinalrath Stiebel, traf auch einmal im Hôtel ein. Mit dem neckte er sich gerne. Als der Arzt gesagt hatte: „Was Lebenskraft? es giebt keine Lebenskraft“ — erwiderte Schopenhauer: „Aber das Honorar nehmt Ihr für die Leistungen der Lebenskraft.“

„Ich werde uralt. Mein langer Schlaf und mein guter Magen sagen mir das. Ich möchte 90 Jahr werden. Selbst bei den Achtzigern hat der Tod noch etwas Gewaltsames. Bei den Neunzigern gehen Leben und Tod ruhig in einander über. Ein Neunziger in Aschaffenburg wollte eine Weintraube vom Geländе schneiden, als er todt umfiel. So möchte ich sterben. Nur nicht lange leiden.“

„Denken Sie, wer heute bei mir war? Eine schöne junge Dame, eine talentvolle Bildhauerin, eine Verwandte vom Marschall Ney. Sie ist eigens hierher gekommen und bleibt längere Zeit hier, um eine Büste von mir zu machen.“

Ein andermal erzählte er: „Sie arbeitet den ganzen Tag bei mir. Wenn ich vom Essen komme, trinken wir zusammen Kaffee, sitzen bei einander auf dem Sofa, da komme ich mir dann vor wie verheirathet.“ Dabei rieb er sich die Hände. Obwohl er schlecht auf die Ehe zu sprechen war, äußerte er doch einmal: „Das ist's ja gerade, man mag es anfangen wie man will, so ist es auch nichts.“

Als ich ihm meine Verlobung ankündigte, rief er: „Sind Sie des Teufels? Heirathen heißt seine Verpflichtungen verdoppeln und seine Rechte halbiren. Und ein Künstler heirathen! Der muß sein Domicil leicht verändern können, da und dort was Neues zu hören. Und dann, eine Frau ginge noch, aber eine Stube voll Kinder. Man hat die Ausgaben nicht mehr in der Hand, man kann nicht sparen. Die ganze Natur wird um einige Saiten heruntergespannt. Das Volk sagt nicht unrichtig: ‚Er hat sich verändert‘ für ‚Er hat geheirathet‘. . . . Wo werden Sie sich zunächst hinwenden?“ Ich werde den Sommer in einem Landhause am Rhein zubringen. „Nun, das ist ja recht artig. Wahrscheinlich in einer Laube sitzend, umgeben von der ‚Vossischen‘ und ihren unzähligen Beilagen. Nun“, fuhr er schließlich ruhiger fort, „im Grunde entrinnt man der Misère des Lebens nicht, man mag es so oder so anfangen.“

10.
Mit Studiosus Karl Bähr.
12. April 1856. 1. und 15. Mai 1858.

Schopenhauer begrüßte mich in der liebenswürdigsten Weise und nöthigte mich neben sich auf das Sofa . . . Er fragte mich nach dem Befinden meines Vaters und ob ich den jungen Ritter kenne, wobei ich Gelegenheit nahm, der warmen Verehrung der Frau Ritter für ihn und seine Schriften zu

gedenken. Sie sei, meinte ich, wohl die einzige Dame, wenigstens unserer Bekanntschaft, welche seine Schriften studire. „Nun ja", sagte er, „für Weiber sind meine Schriften auch nicht." Indessen gebe es auch Ausnahmen, wovon er ein Beispiel anführen könne. Wie ihm nämlich Frauenstädt kürzlich aus Berlin geschrieben, habe sein Verlagsbuchhändler den Abschnitt über die Weiber aus den ‚Parerga' seiner eigenen Frau vorgelesen, und während er geglaubt, diese werde ganz indignirt darüber sein, sei sie zur Verwunderung des Buchhändlers mit dem Aufsatze ganz zufrieden gewesen. „So", setzte Schopenhauer hinzu, „mögen wohl die Weiber im allgemeinen denken, freilich nicht die litterarischen, die nicht." Nun erkundigte er sich etwas näher nach Frau Ritter und nach ihrem Sohne, über welchen er sich sehr beifällig äußerte. „Ah", sagte er, „er hat auch Extérieur, dunkele Augen." Daß er Musiker und Schüler Richard Wagner's, habe er ihm verschwiegen und sich als jungen dramatischen Dichter vorgestellt. Auf sein Befragen: ob in der komischen oder tragischen Gattung? habe er gesagt: in beiden. Er habe gegen ihn nicht erwähnt, daß er schon etwas geschrieben, und das sei auch ganz gut, da man nicht zu früh anfangen solle. Dagegen lasse sich nichts sagen, fügte er hinzu, und wiederholte mit zufriedenem Kopfnicken: „er hat mir gut gefallen." . . . .

Das Gespräch ging auf Professor Weiße über . . . Er fragte mich, ob Weiße nicht Alt-Schellingianer sei? — „Nein, Neu-Schellingianer und früher Hegelianer." — „So? also Vertreter der Offenbarungsphilosophie? Da wir einmal von Offenbarung reden, so muß ich Ihnen doch etwas höchst Interessantes und Seltenes zeigen." Bei diesen Worten holte er aus einer Ecke des Zimmers eine kleine, etwa fußhohe sitzende Figur von Eisen oder Messing, aber schwarz angestrichen, nicht unähnlich auf den ersten Anblick einer chinesischen

Pagode, und setzte sie vor uns auf den Tisch, indem er geheimnißvoll fragte, ob ich erriethe, was das vorstelle. Ich vermuthete, es sei etwas Chinesisches, aber er sagte: die Figur sei wahrscheinlich aus Tibet, sei wohl hundert Jahre alt und stelle den Buddha vor. Es sei ein seltenes Stück, das ich wohl sobald nicht wo anders sehen werde; er habe es sich aus Paris verschrieben. Diese Figur sei für die Buddhaisten das selbe, was für die Christen das Crucifix. Buddha sei hier als Bettler dargestellt, in asiatischer Weise sitzend, die Augen niedergeschlagen, die rechte Hand über das rechte Knie niederhangend und die linke vor der Brust hinhaltend, um Gaben zu empfangen. Dieses sei die streng dogmatische Weise, den Buddha darzustellen. Als ich ihn fragte, warum man den Buddha bettelnd darstelle, kam er darauf, mir die Mythe von Buddha zu schildern, in einer Weise aber zu schildern, die mir unvergeßlich sein wird. Das war kein Stubengelehrter, kein deutscher Professor der Philosophie, sondern ein Philosoph von Gottes Gnaden, ein Weiser des Alterthums, welcher zu mir redete. Mit Andacht und Verehrung mußte ich ihm zuhören.

„Ja wohl", sagte er mit einem rührenden Ausdruck in der Stimme, „Buddha bettelt, weil er ein Bettler ist. O sie ist schön, die Mythe, wie Buddha zum Heil geführt wurde! Ein Prinz aus königlichem Hause, ward er erzogen in einem glänzenden Harem, in Pracht und Reichthum, und als er zwanzig Jahre alt geworden, verließ er zum ersten mal das Schloß und trat mit seinem Gefolge hinaus in die herrliche indische Natur, die vor ihm ausgebreitet lag in ihrem Glanze. Da steht er staunend vor ihr und freut sich über die Schönheit des Daseins. Aber sieh! es kommt einer auf ihn zugegangen (hier machte Schopenhauer, heftig erregt, die Geberde eines alten Mannes, der mit dem Kopfe wackelt), es kommt einer gegangen, der scheint zu sagen: Sieh mich an! Dies Alles ist nichts, nichts! — Bestürzt fragt der Prinz einen Begleiter,

was diese Gestalt bedeute. „Es ist das Alter, Prinz; so wie dieser hier werden wir einst alle.“ Der Zug geht weiter, und man sieht am Wege einen siechen Menschen, der sich mit seinem Leiden hinschleppt. „Wer ist dieser?“ — „Ein Kranker.“ — „Kann auch das uns alle treffen?“ — „Jawohl, lieber Prinz.“ — Der Zug geht abermals weiter, und auf einer Bahre wird ein Todter vorübergetragen. Buddha erblickt ihn mit Entsetzen. In solchem Zustande hat er noch nie einen Menschen gesehen. Er fragt mit bebender Stimme, ob auch das allen Menschen bevorstehe? Sein Begleiter zuckte mit den Achseln: „Dem ist nicht anders, Prinz. Dem Tode entgeht keiner von uns.“ „Sagt ihr mir das?“, ruft Buddha aus, „führt zu Alter, Krankheit, Tod unser Dasein, o so will ich nicht leben, fort will ich von euch, — in die Wüste will ich gehen und — meditiren!“ — In seiner Erzählung fortfahrend, schilderte Schopenhauer nun, ohne meine tiefe Rührung zu bemerken, wie Buddha anfangs durch seine Umgebung von der Ausführung seines Entschlusses zurückgehalten und wieder im Schlosse des Königs eingesperrt wird, wie er sich aber endlich befreit und mit einem einzigen Diener fortzieht, wie er dann, in die Wüste gekommen, diesen Diener entläßt, auch sein Pferd frei davonlaufen läßt und diesem noch voll Rührung und Liebe einige Worte des Abschieds nachruft, wobei er ihm verheißt: „Auch Du sollst dereinst erlöst werden!“ Er begegnet einem Bettler, tauscht mit ihm die Kleidung und bringt von nun an seine Tage in Nachdenken und Enthaltsamkeit zu, seine Speise fremder Wohlthätigkeit dankend.

Als eine beachtenswerthe Erscheinung erwähnte er, daß seine Philosophie mehrfach gerade in katholischen Kreisen Aufnahme gefunden habe. So z. B. habe sie der vor mehreren Jahren verstorbene Professor Staudinger in Tü-

bingen seinen Zuhörern empfohlen. Auch ein katholischer Docent in Bonn lese jetzt darüber. Das komme daher, weil seine Philosophie dem Katholicismus weit mehr gerecht werde als irgend eine seit den Zeiten der Scholastiker, die ja doch nur halbe Philosophen, zur andern Hälfte Theologen gewesen seien. Die Lehre vom Erlöser trete im Katholicismus viel bedeutender und wesentlicher auf als der jüdische Jehova. Christus und Maria seien die eigentlich bedeutenden göttlich verehrten Gestalten; der Gott Schöpfer sitze nur oben in seinem Himmel still und unthätig da und sehe mit Würde auf alles herunter, ohne actuellen Einfluß. Dem Katholicismus sei daher wohl eine längere Dauer beschieden als dem Protestantismus, der offenbar stark im Niedergang begriffen sei. Dieser habe einen Lebensnerv des Christenthums dadurch zerstört, daß er die Verdienstlichkeit des Cölibats bestritten, das in der katholischen Kirche noch einen sichtbaren Ausdruck in den Klöstern habe. Daß Luther damals in den Stand der Ehe getreten sei, daß er behauptet habe, man könne nicht caste vivere außerhalb der Ehe, das habe die Sache entschieden. „Wart', hast Du das gesagt? ... Das bricht Dir den Hals!" In einen milderen Ton einlenkend, gab er zu, Luther sei ein großer Mann, ein gewaltiger tiefsinniger Denker gewesen; er sei aber durch die Zeitumstände zu weitgehenden Zugeständnissen gedrängt worden.

„Meine Philosophie", wiederholte er, „ist die erste, welche der Askese ihr Recht widerfahren läßt." Er griff hierbei nach einem kleinen Buch, das auf seinem Pulte lag, und sagte lebhaft: „Ich muß Ihnen gleich etwas zeigen, das mir in meinen Ansichten recht gelegen kommt." Ich glaubte natürlich, es handle sich um eine ganz neue Erscheinung der theologischen Literatur, als ich auf dem Titel die Worte las: „Deutsche Theologie" u. s. w. „Kennen Sie das Buch?" — „Nein." — Darauf fing er an, mir zu erzählen:

„Sehen Sie dort drüben in Sachsenhausen das alte graue Haus, worin jetzt der Maler meines Porträts, Lunteschütz, sein Atelier aufgeschlagen hat? Dort lebte im 13. Jahrhundert ein Ritter, der zuerst die Verneinung des Willens lehrte. Sein Buch wurde vielfach herumgeworfen und kam zufällig in ein altes Kloster, wo man, da es in deutscher Sprache verfaßt war, verächtlich darauf schrieb: ‚Teutsche Theologie von an Frankforter'. Das Büchlein erlebte verschiedene mehr oder weniger entstellende Verdolmetschungen. Ich selbst habe es, ungefähr in Ihrem Alter, das erste mal in einer solchen Uebertragung gelesen, die trotz ihrer Mängel einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat. Im Urtext ist es schwer zu verstehen für denjenigen, der nicht, wie ich, ein gründlicher Kenner des Englischen ist, weil das Englische aus der deutschen Sprache des 6. Jahrhunderts entstanden ist. Die Ausgabe, die mir hier zu Handen, ist im Jahre 1851 in 250 Exemplaren gedruckt worden. Später wurde es noch einmal herausgegeben mit einer beigedruckten Uebersetzung ins Neuhochdeutsche. — Ja, das sind meine Geistesgenossen, dieser und Eckhart und der Tauler, nur daß unser Verfasser seine Ansichten in ein kleines Buch zusammenfaßte, während jene dickleibige Bände von Predigten schrieben."

Er erwähnte noch, wie er in dem alten Deutschen Hause drüben jeden Winkel durchsucht und jeden Stein besichtigt habe, um vielleicht noch eine Erinnerung, ein Epitaph oder sonst irgend welche Spur seines Vorgängers zu finden, — doch vergeblich. Er sprach mit so tiefer Bewegung, als ob er diesen ehrwürdigen Mann lebend gekannt hätte.

Schopenhauer wunderte sich, daß ich den ‚Gil Blas' nicht gelesen habe. Er bezeichnete mir kurz den Inhalt dieses Romans und den Charakter seines Verfassers, und bemerkte, daß dieser mit andern großen Schriftstellern das Schicksal

gemein gehabt habe, während seines Lebens kein Günstling des Glücks zu sein und erst bei der Nachwelt die dankbare Anerkennung gefunden zu haben, die seine Werke so reichlich verdient hätten.

Dieses Schicksal des Lesage erinnerte ihn an ‚Künstlers Erdenwallen' von Goethe und gab unserm Gespräche eine eigenthümliche Wendung, bei der sich mir sein Gemüthsleben so tief und mächtig wie sonst bei keinem andern Anlaß offenbarte. Mit der innigsten Rührung sprach er von der Dichtung, die in zwei bedeutungsvollen Scenen den Künstler einmal in der Bedürftigkeit und Enge seines Erdenschicksals, das andere mal in seiner glänzenden Apotheose im Gedächtniß der Nachwelt schildert. In kurzen Zügen, aber vollständig und mit höchster Anschaulichkeit, erzählte er mir, da ich ihm gestehen mußte, auch diese Dichtung leider noch nicht zu kennen, die darin vorgeführte Begebenheit. Geradezu herzergreifend war seine Recitation des Verses:

Ein Freund, der sich mit mir ergetzte,
Ein Fürst, der die Talente schätzte,
Sie haben leider mir gefehlt;
Im Kloster fand ich dumpfe Gönner:
So hab' ich, emsig, ohne Kenner
Und ohne Schüler mich gequält.

Er wiederholte diesen Vers im Laufe des Gesprächs noch einmal, indem er dabei besonders die letzten zwei Zeilen Wort für Wort mit Nachdruck betonte. . . .

Den Contrast zwischen dem Künstler, wie er einerseits in seiner irdischen Bedürftigkeit erscheint und andererseits im Gedächtniß der Nachwelt sich darstellt, konnte er mir nicht eindringlich genug hervorheben. In diesem Zusammenhange führte er mir noch eine andere Scene vor:

In einem Theater zu Florenz wird ein Schauspiel aufgeführt. Ein Auftritt stellt dem Zuschauer ein schönes Ge-

lände vor Augen. Die verklärten Gestalten der großen Dichter und Künstler Italiens begrüßen sich im Elysium. Man hört da die Namen eines Tasso, Dante, Petrarca nennen, die sich begegnen und freudig grüßen. Unter andern wird aber auch der eines noch lebenden Dichters, Metastasio, genannt.

Da erhebt sich aus dem Publikum mitten im Parterre ein alter Mann in grauem Kittel und ruft, indem er mit einem Stock mehrmals auf den Boden stößt, mit zorniger Stimme: „Io sono Metastasio! io sono Metastasio!“ Es war der angerufene Dichter selbst, der hier, gegenüber seiner vorzeitigen Apotheose auf der Bühne, seine ärmliche Wirklichkeit in Erinnerung brachte und für diese das Mitleid der Versammlung in Anspruch nahm.

„Ja“, sagte Schopenhauer mit Wehmuth, „so sehen die aus, unscheinbar und bedürftig und oftmals bedrückt durch Armuth und Sorge, die Ihr dereinst als die Genien der Menschheit preiset und beinahe vergöttert. Seht sie an, das sind sie! Das ist Künstlers Erdenwallen! Kommt nicht erst mit Eurer Anerkennung und Theilnahme, wenn sie im Grabe liegen, sondern helft ihnen, solange sie einen hungrigen Magen haben und einen Mund zum Küssen!“

11.

Mit dem Maler Julius Hamel.

Mai 1856.

Der Preußische Geheimrath Crüger hatte dem Frankfurter Maler Julius Hamel den Auftrag ertheilt, für ihn Schopenhauer's Porträt zu malen. Einige von dem erst 23 Jahre alten Maler ausgestellten Porträts, hatten ihrer Aehnlichkeit und trefflichen Technik wegen die Augen der Kunstkenner auf ihn gelenkt und auch einige historische Gemälde,

wie: die Fußwäsche Petri, Grablegung Christi, der Ablaßkrämer Tetzel, fanden, ihrer einfachen Composition und des ansprechenden Colorits wegen, allgemeinen Beifall. Nun wurde ihm, dem jungen bescheidenen Mann die Aufgabe gestellt, den hervorragenden Philosophen zu malen. Mit großer Aengstlichkeit, fast Befangenheit saß er ihm gegenüber. Während der ersten Sitzung frug ihn Schopenhauer, was er für sein Porträt bekomme. Hamel nannte einen sehr bescheidenen Preis. Schopenhauer schüttelte unwillig den Kopf, und wie er oft laut zu denken pflegte und jedenfalls in der Meinung, nicht verstanden zu werden, brummte er vor sich hin: „Unsinn, beschränkter Kopf, versteht nicht seinen Vortheil, einfältiger Mensch!" Hameln, der natürlich alles hörte, lief es kalt und warm über den Rücken. Als nun die Sitzung beendet war, sprach er zu ihm: „Ein Maler muß seinen Werth zu schätzen wissen, er darf seine Werke nicht wegschleudern, wie verdorb'ne Krämerwaare. Der Künstler muß den Menschen Respekt vor seiner Persönlichkeit einzuflößen wissen und darf sich nicht scheuen den Preis zu fordern, den sein Werk werth ist. Ihr Preis ist viel zu niedrig, den mag ein Pfuscher fordern." Nach der ersten Sitzung war er mit dem Bilde noch recht zufrieden und lobte das schöne Colorit und die sorgfältige Behandlung, aber nachdem er es nach der zweiten Sitzung betrachtete, rief er entrüstet aus: „Das Bild ist erschreckend ähnlich, ist trefflich gemalt; — aber ich bin es nicht. Das ist ein beschränkter Dorfschulze. Merken Sie sich, junger Mann, das Porträt soll kein Spiegelbild sein, das liefert das Daguerrotyp besser. Das Porträt muß ein lyrisches Gedicht sein, aus dem uns eine ganze Persönlichkeit, mit ihrem ganzen Denken, Fühlen und Wollen entgegenspricht. Ueberhaupt muß jedes gute Bild poetisch empfunden sein und poetisch auf uns wirken, ja es muß sich in Poesie übersetzen lassen; denn die Poesie ist die Mutter aller Künste. Haben Sie schon

über Ihre Kunst nachgedacht? denn der wahre Künstler muß sich seines Wollens und Schaffens auch bewußt sein. Kennen Sie schon Goethes Künstlers Erdenwallen und seine Apotheose? — Als Hamel es verneinte, sagte er zu ihm: „Dann lesen Sie es, Sie werden viel treffliches und besonders für Sie zu beherzigendes darin finden.“

12.

Mit C. G. Beck.

März 1857.

Professor Daumer (der Verfasser der ‚Religion des neuen Weltalters‘ und Uebersetzer des Hafis), mit dem ich persönlich bekannt war, machte mich zuerst auf Schopenhauer aufmerksam und empfahl mir dessen Werk ‚Die Welt als Wille und Vorstellung‘, als die bedeutendste neuere Erscheinung auf dem Gebiet der philosophischen Litteratur. Ich begann in meinen Abendstunden diese Lektüre und war an sie so fest gebannt, daß ich die ganze Nacht nicht mehr zum Schlafe kam. Ich gerieth in einen Zustand der Begeisterung, wie ich ihn, in diesem Grade, seit meiner frühesten Jugend nicht mehr gefühlt hatte. Frühe schon hatte ich mich mit Philosophie beschäftigt und war mit den Werken Plato's und Kant's ziemlich vertraut, so daß ich, nach den Worten Schopenhauers, nicht unvorbereitet zum Verständniß seiner Werke kam.

Schopenhauer war, nach verschiedenen Anekdoten, die von ihm kursirten, als ein heftiger unzugänglicher Mann bekannt. Mir war er schon in meiner Knabenzeit, ohne daß ich wußte wer er war, durch seinen bedeutenden Kopf, mit den großen feurigen Augen aufgefallen. Er trug im Sommer stets einen schwarzen Frack, nach altem Schnitt, im Winter einen Mantel mit vielen kleinen Kragen, wie man ihn in der Kaiserzeit zu tragen pflegte. Der größte Theil des Publikums sah ihm

kopfschüttelnd nach, wenn er in Begleitung seines Pudels hastig durch die Straßen schritt, auch bisweilen einen Moment stehen blieb und unverständliche Worte vor sich hinmurmelte, oder sich mit seinem täglichen Begleiter unterhielt. Man hielt ihn für einen Menschen, in dessen Kopf es nicht recht klar ist, und wußte nicht, was man aus ihm machen sollte. In diesem räthselhaften Manne erkannte ich nun den Autor des vortrefflichen Werkes. Ich schwärmte um das Haus an der schönen Aussicht herum, um ihn wenigstens einen Moment am Fenster zu sehen, und beneidete fast den Pudel, der tagtäglich in seiner Nähe sein durfte. Zuletzt konnte ich dem heftigen Drang ihn persönlich kennen zu lernen nicht länger widerstehn. Am 21. Februar 1857 verfertigte ich ein kleines Gedicht, welches ich ihm am nächsten Tage, seinem 70. Geburtstag, mit einem Blumenstrauß übersendete. Ich hatte das Gedicht anonym an ihn gerichtet, aber der Maler Lunteschütz, dem ich meine Absicht mittheilte, verrieth ihm meinen Namen und so erhielt ich denn schon nach einigen Tagen, durch seine alte Köchin, die Einladung zu einem Besuch. Mit Herzklopfen betrat ich die Schwelle, welches noch gesteigert wurde, als eine Mannesstimme ein kräftiges „Herein" donnerte. So stand ich denn endlich dem Hochverehrten gegenüber. Ich nannte ihm meinen Namen, er reichte mir seine Hand und forderte mich auf, mich neben ihn auf ein altes mit Leder bespanntes Sopha nieder zu setzen. „Ihr sehr schönes Gedicht und der Strauß, den sie mir in dieser winterlichen Zeit schickten, hat mir sehr große Freude gemacht und ich sage ihnen dafür meinen besten Dank," er sprach diese Worte in einem so herzlichen und warmem Ton, daß alle Angst und Befangenheit bei mir gänzlich verschwunden war. „Sie heißen Beck", fuhr er dann fort. „Ich kannte in Weimar eine Schauspielerin gleichen Namens, die, weil sie in den dreizehner Jahren die Blessirten pflegte, das Ehrenkreuz erhielt. Sie

war nicht schön, aber eine recht tüchtige Schauspielerin. War dieselbe mit ihrer Familie verwandt?" Ich verneinte es und frug ihn, ob er den Aufführungen im Weimarischen Theater unter Goethes Leitung beigewohnt habe. „Ich war oft dort", erwiderte er, „und sah treffliche Darstellungen. Aber die Dekorationen waren bisweilen recht mangelhaft. In der Zauberflöte, die ihres schönen Sujets und der trefflichen Musik wegen, doch vor allen einer schönen Ausstattung würdig gewesen wäre, sah man, statt der reichen ägyptischen Tempelhalle, wie wir sie in Frankfurt zu sehen gewohnt sind, nur ganz stillose Hütten, mit einer kolossalen Sphinx in der Mitte und die Genien trugen Reifröcke, wie breite Glocken, statt sie als geflügelte Jünglinge erscheinen zu lassen. Ueberhaupt lag das Kostüm noch recht im Argen: Macbeth und Wallenstein waren mit dem selben Purpurmantel bekleidet. Andrerseits hielt Goethe wieder strenge darauf, daß die Stücke im Kostüm ihrer Zeit zur Darstellung kamen. Die Schauspielerinnen waren damals, wie ja die Frauenzimmer überhaupt, voll dummer Eitelkeit und nur darauf bedacht, durch glänzende Toilette die Herzen der Männer zu erobern. So erschien einmal eine Schauspielerin, eine wunderschöne Blondine, für deren Reize Goethe nicht unempfindlich war, als Minna von Barnhelm in einem sehr kleidsamen Hütchen, wie sie gerade damals Mode waren. Goethe, der bei der Probe immer auf der vordersten Bank saß, um genau dem Spiele der Künstler zu folgen, stürzte wüthend auf die Bühne, riß ihr das Hütchen vom Kopf, warf es auf die Erde und schrie in höchster Entrüstung, indem er mit den Füßen auf dasselbe stampfte: „Steht Ihnen das Meisterwerk unseres Lessing nicht höher als Ihre verfluchte Eitelkeit!" Goethe herrschte überhaupt mit einer wahrhaft despotischen Strenge über seine Künstler. Er rügte jede Nachlässigkeit, jede falsche Auffassung oder Uebertreibung, manches Mal in recht derber Weise. Es wurde ihm aber auch

oft schwer genug, sie von ihrem Dialekt und Naturalismus zu befreien und sie an das richtige Sprechen der Jamben, und das tragische Pathos, wie sie die jetzt zur Aufführung kommenden Werke forderten, zu gewöhnen, dafür war aber auch das Ensemble auf der Weimarer Bühne ein vortreffliches. Seine Schauspieler sprachen, trotz seiner oft gegen sie angewendeten maßlosen Strenge, stets mit der größten Hochachtung von seiner Bühnenleitung, und einer seiner Schüler, Laroche, der ja auch in Frankfurt gastirte, nimmt noch jetzt auf dem Wiener Hofburgtheater eine hervorragende Stelle ein."

Ich erzählte ihm nun, daß ich mich schon frühe philosophischen Studien hingegeben, daß besonders Schelling mich gefesselt und ich längere Zeit an den naturphilosophischen Schriften eines Oken und Steffens großes Wohlgefallen gefunden hätte; daß aber später Spinoza mich ganz in seinen Zauberkreis zog, bis ein Bekannter von mir, ein leidenschaftlicher Verehrer Hegels, mich auf die Werke dieses Mannes aufmerksam machte. „Hätten Sie dieselben ins Feuer geworfen, statt Ihre edle Zeit damit unnütz zu vergeuden, dieser Charlatan hat mit seinem Hexeneinmaleins das Hirn der ganzen deutschen Jugend vergiftet", sprach er nun im heftigsten Ton und seine Augen blitzten so unheimlich, daß man sich vor ihm hätte fürchten können. Als ich ihm aber sagte, daß ich mich bald aus dieser ungesunden Atmosphäre losgerungen und mich wieder in den sonnigen Gefilden Plato's gesund gebadet, daß ich dann Kant kennen gelernt, es mir da wie Schuppen von den Augen gefallen und eine ganz neue Weltanschauung in meinem Geiste siegend aufgegangen wäre, da nahmen seine Augen wieder den alten freundlichen Ausdruck an. „Ja, ja", sagte er, „dieser Riesengeist fegt alle den Unsinn weg, den seine sogenannten Nachfolger die Frechheit hatten der Welt als Ergänzung und Erweiterung der Werke dieses unsterblichen Genies aufzutischen!" Da, fuhr ich nun fort, kam Ihr Werk

in meine Hände. Ich war wie berauscht von der mächtigen Wirkung, die es auf mich machte. Es ließ mich nicht mehr los; ich lebte und webte nur in dem Reichthum der neuen Ideen, die mir nun in einer so klaren und zugleich so blühenden, von einem Hauche der Poesie durchwehten Sprache geboten wurde. Jetzt erst verstand ich das alles, was mir Anfangs noch dunkel in Kants Werken war, jetzt erst fand ich die Ergänzung zu dem Ding an sich, welches Kant als undurchdringliches, unlösbares Räthsel uns geboten hatte, denn in dem wunderbaren Werke ‚Die Welt als Wille und Vorstellung‘ war alles in überzeugendster, harmonischer Weise gelöst. Schopenhauer nickte wohlgefällig mit dem Kopfe. „Sie kamen gut vorbereitet an mein Werk. Ich habe weitergebaut an dem Riesenbau, welchen der geniale Kant für alle Ewigkeit gegründet hat, und glaube auch die Ideen des göttlichen Plato ins rechte Licht gebracht zu haben. Lernen Sie nun noch die wunderbaren Schriften indischer Weisheit kennen, die ich Ihnen dringend empfehle, so haben Sie alles kennen gelernt, was ich zum vollen Verständniß meiner Werke bei meinem Leser voraussetzen möchte.“ Ich erzählte ihm nun, daß ich mich eine Zeit lang mit den deutschen Mystikern beschäftigt und versucht hätte, die theilweise glänzenden, aber bisweilen doch recht dunkeln Aussprüche Jakob Böhme's zu verstehen; daß mir Meister Eckehardt, Tauler und die ‚Theologia Deutsch‘ nicht fremd sei, daß ich die Lebensbeschreibungen der Madame Guion und der Bourignon gelesen hätte und in des Angelus Silesius cherubinischem Wandersmann manche echte Perle gefunden hätte. „Das ist alles recht schön und gut“, erwiderte er, „ich habe sie vielfach in meinen Schriften, besonders das treffliche Buch ‚Theologia Deutsch‘, erwähnt, aber die Herren sehen doch alle mehr oder weniger durch die Brille des christlichen Dogmas; in Indien aber ist das Auge noch frei. Ich empfehle Ihnen darum vor allem zu einem eingehenderem

Studium das Werk der Upanischaden, welches Sie von Anquetil du Perron ins Lateinische übersetzt in unsrer Stadtbibliothek finden können. Sie werden keinen christlichen Heiligen, kein Crucifix bei mir finden und doch habe auch ich meine Penaten. Ich habe mich lange bemüht einen alten Buddha zu erhalten, endlich hat der Geheimerath Krüger einen solchen, aus Tibet stammend, in Paris für mich erstanden. Er war ursprünglich schwarz lackirt, ich habe ihn aber bei Junge vergolden lassen und demselben strenge befohlen, nur echtes Gold zu nehmen und daran nicht zu sparen. Er zeigte mir nun einen Buddha in sitzender Stellung, den er auf einem Konsol in der Ecke seines Zimmers angebracht hatte.

Nun hatte ich Gelegenheit mich in dem Zimmer umzusehen. Ueber dem Sopha hing ein Oelbild Goethe's, auf dem Schreibpult stand die Büste Kant's, viele Porträts, unter andern Shakespeare, Cartesius, Claudius mit Kant auf Einem Blatte, schmückten die Wände, auch waren einige Thierstücke im Kupferstich vorhanden, unter welchen ich einen Riedinger zu entdecken glaubte. Als er sah, daß ich sie mit Aufmerksamkeit betrachtete, sagte er: „Ich besitze noch eine ganze Kollektion solcher Stiche, muß sie aber in Mappen aufbewahren. Goethe hatte in seinen Zimmern eine zweckmäßige Einrichtung getroffen. Er hatte große Rahmen angebracht, in welche sein Diener täglich neue Kunstwerke einschieben mußte, so daß sowohl für Goethe, als seine Besucher die Gelegenheit geboten war sie längere Zeit und mit größerer Aufmerksamkeit betrachten zu können. Auf dem Gebiet der Thiermalerei ist für einen tüchtigen Maler noch viel zu leisten. Aber er muß mit dem Auge des Künstlers die scharfe Beobachtungsgabe des Naturforschers verbinden. Er muß die Physiognomie des Thieres in aller Bestimmtheit erfassen, muß es verstehen, das Thier in seinen charakteristischen Situationen, die oft nur einen Moment währen, zu belauschen, in seiner Phantasie fest-

zuhalten und dann in aller Treue wiederzugeben. Die Engländer, die auf andren Gebieten der bildenden Kunst wenig hervorragendes geleistet haben, sind hier, wie in der Karikatur, die ja oft an die Grimasse der Thiere, besonders des Affen erinnert, Meister. Auch dem sogenannten Seelenleben der Thiere wendet man jetzt wieder eine größere Aufmerksamkeit zu. Welche interessante Beobachtung hat man bei den Ratten gemacht. Schon durch ihre klugen Augen bekunden sie einen ungewöhnlichen Intellekt. Von ihrer List und Schlauheit weiß man viel zu erzählen. Mit welcher Klugheit wissen sie z. B. die Eier in ihre Löcher zu schaffen. Auch ihr Familienleben ist ein inniges. So sah man eine alte Ratte ihr erblindetes Junges an einem Stocke weiter transportiren. Man ist nun endlich auch dem fabelhaften Rattenkönig auf die Spur gekommen. Er wird von einer Anzahl Ratten gebildet, die mit ihren Schwänzen zusammengewachsen sind, was vermuthlich bei einem engen Zusammenkauern, um sich vielleicht vor der Kälte zu schützen, geschehen sein mag." — An der Wand waren viele Daguerrotypen angeheftet, die Schopenhauer in den verschiedensten Stellungen seines Kopfes zeigten. „Sie sind nicht gelungen", sagte er. „Der Verfertiger war ein Stümper, ich habe ihn aber auch abgefertigt. Diese da scheint mir und Andern, die sie gesehen, die gelungenste zu sein." — Als ich Kant's Büste betrachtete, sagte er: „Es ist ein gutes Werk und es ist mir eine Freude, die Büste des Mannes in meiner Nähe zu haben, der auf mein Leben und Denken einen so mächtigen Einfluß ausgeübt hat. Ich besitze noch eine unschätzbare Reliquie von ihm." Hierauf brachte er mir ein Buch: „Es ist Kant's Handexemplar der ‚Kritik der praktischen Vernunft', welches er bei seinen Vorlesungen benutzte, mit Randbemerkungen von seiner eigenen Hand. Ich verdanke diesen Schatz der Gefälligkeit eines Freundes, aber nur leihweise, denn ich mußte ihm versprechen, daß es, nach meinem

Tode, wieder an ihn, den Eigenthümer, zurückgehen müsse." Er kam dann auf seine eigenen Werke und erzählte, ein Verehrer seiner Philosophie habe ihm geschrieben, er habe diese Werke stets bei sich, sogar auf seinem Nachttisch liegen, und verrichte an ihnen, wie der fromme Christ an der Bibel, seine Morgen- und Abendandacht. „Ueberhaupt", sagte er mit einem triumphirenden Lächeln, „meine Zeit ist gekommen, die ich mit Ruhe und Zuversicht erwarten konnte und deren ich gewiß war. Die Herren Philosophieprofessoren können mich nicht länger todtschweigen, oder hämisch begeifern. In allen Kreisen werde ich gelesen und von allen Seiten wird mein Porträt verlangt. Suchsland will mich mit Kant als Pendant auf Einem Blatte stechen lassen. Im Auftrag des Geheimerath Krüger hat mich Hamel gemalt, ich kannte ihn durch das Porträt des Justinus Kerner. Aber mein Porträt ist schlecht gelungen. Es ist gut gemalt, der junge Mann hat Talent, aber es ist nicht ähnlich, ich gleiche eher einem Dorfschulzen. Krüger hat ihn, wie ich höre, schlecht bezahlt. Das ist ein Unrecht. Der Künstler soll sich nach dem Werth seines Bildes bezahlen lassen, das ist ein reeller Verdienst, nicht ein Schwindel wie die Börsenspielerei. Meissonier's kleines Bild: les trois amies kostete eine horrende Summe, aber man zahlte es gerne, denn es ist ein vortreffliches Bild. Den Geldprotzen gegenüber hatte Rembrandt vollkommen recht, sich für gestorben auszugeben, um den Werth seiner Werke zu erhöhen. Die Maler klagen über Mangel an Absatz, aber sie sind bisweilen auch zu faul und dann sollten sie mit dem Preis doch auch ein wenig auf die Vermögensverhältnisse ihrer Käufer Rücksicht nehmen. —

Ich bin schwer zu malen, bin zu mobil. Der Künstler muß mich geistig aufzufassen wissen.

Auch Lunteschütz hat mich gemalt. Das Bild wird für gut gehalten, aber ich bin zu sehr idealisirt. Er wollte mir

durchaus ein Buch in die Hand geben. Er malte es im Auftrage eines Gutsbesitzers Wiesike, der ihm 25 Louisd'or dafür bezahlte. Eine Copie will er für 20 Louisd'or liefern. In meiner Jugendzeit kostete ein Porträt durchgängig 10 Louisd'or; in Dresden forderte selbst ein vorzüglicher Maler nicht mehr als 12 Louisd'or. Nun will mich auch noch der Maler Göbel malen. Das verspricht etwas gutes zu werden. Ich kenne ein Bild von ihm, welches auf der Ausstellung war und sehr bewundert wurde: eine alte Bäuerin, die in einem Gebetbuch liest. Er ist ein Realist und scheint sich Courbet zum Vorbild genommen zu haben. Courbet ist ein ganz vorzüglicher Künstler, aber das Socialistische, Aufstachelnde, welches er in seinen Bildern ‚Das Leichenbegängniß' und ‚der Steinklopfer' zur Darstellung brachte, war mir zuwider, während sein Porträt eine ganz vorzügliche Leistung war." Ich frug ihn nun, ob er nicht auch aus seinen jüngeren Jahren ein Porträt besitze. Er zeigte mir nun ein Bild aus dem Mannesalter, das ihn in antikem Kostüm darstellte. Interessant wäre es, meinte ich, wenn Sie ein Bild aus Ihrer früheren Jugendzeit besitzen würden, etwa aus der Zeit, in welcher Sie die ‚vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde' geschrieben haben. „Ich besitze ein solches", erwiderte er mir, fast geheimnißvoll, „aber ich zeige es ungern, habe es überhaupt nur Wenigen gezeigt". Dann will ich nicht unbescheiden sein und es zu sehen verlangen. „Ihnen zeige ich es", sagte er darauf und brachte mir ein kleineres, aber sehr schön gemaltes Porträt. Ich merkte, als ich dasselbe betrachtete, wie er mich mit seinen großen Augen forschend ansah, als ob er den Eindruck erkunden wollte, den es auf mich machte. „Sie sind frappirt, sind frappirt", sagte er dann hastig, „ich weiß auch den Grund: die rothen Haare stören Sie". Allerdings, da ich Sie nur mit weißen Haaren gekannt. „Ich habe nie rothe Haare gehabt, nie", sprach er dann, fast

etwas heftig. „Ich hatte ein eigenthümlich blondes Haar, welches der Maler nur durch ein rothes Untermalen herstellen konnte. Nun hatte ich das Bild während meines Aufenthaltes in Dresden am Fenster hängen, durch welches die warmen Sonnenstrahlen fortwährend auf das Bild wirkten, und zuletzt die obere Lasur gänzlich wegleckten, so daß zuletzt nur das Roth übrig blieb. Das Bild wird auf die Nachwelt kommen, um nun dem Irrthum vorzubeugen, als hätte ich rothe Haare gehabt, schrieb ich auf die Hinterseite des Bildes, wie Sie sehen, in lateinischer, deutscher, französischer, englischer und italiänischer Sprache: „Ich habe nie rothe Haare gehabt". — „Welche Werke haben Sie von mir gelesen", frug er mich nun. Ich erwiderte, vorerst nur die ‚Welt als Wille und Vorstellung'. „Sie müssen alle meine Werke, ja jede Zeile lesen; ich habe mich nie wiederholt, wohl aber einen Gegenstand von den verschiedensten Seiten betrachtet und war immer bestrebt, meinen Lesern das Verständniß schwierigerer metaphysischer Begriffe, durch höchst mögliche Klarheit, oft auch durch Gleichnisse zu erleichtern." Unterdessen war die Zeit herangekommen, zu welcher er gewöhnlich zum Mittagtisch in den ‚englischen Hof' zu gehen pflegte. Ich sah wie er auf seine Uhr blickte und sah dieses als ein Zeichen mich zu empfehlen an. Er reichte mir sehr freundlich die Hand und ich dankte ihm aufs wärmste, daß er mir gestattet habe, ihn zu besuchen. Ich hatte noch so manche Frage auf dem Herzen und frug darum schüchtern, ob er mir erlaube, meinen Besuch zu wiederholen. „Gern", erwiderte er, „aber ich bin morgens oft mit einer Arbeit, oder Lektüre beschäftigt, und breche nur ungern das Begonnene ab. Das Beste wäre dann, wenn Sie bei meiner Haushälterin nachfragen und sich bei mir melden lassen würden." Ich dankte ihm zum wiederholten Male und als ich das Zimmer verließ, fielen mir die Worte aus Goethe's Götz ein:

„Es ist eine Wollust einen großen Mann zu sehen!"

Hebbel Gr. 241

Gr. 242

13.

Mit Friedrich Hebbel.

4. Mai 1857.

Nachdem Hebbel seiner Bewunderung der Werke Schopenhauer's Ausdruck gegeben, schloß er damit, daß er zu dem weiten Umweg über Frankfurt nur bewogen sei, um den großen Genius von Angesicht zu begrüßen, welcher eben jetzt den zwar späten, aber desto glanzvolleren Sonnenaufgang seines Ruhmes erleben darf. Schopenhauer erwiderte: „Mit meinem Ruhm ist das ein eigen Ding. Als dramatischer Dichter besuchen Sie gewiß oft das Theater. Da wird es vielleicht auch in Ihrer Gegenwart einmal vorgekommen sein, daß der Lampenputzer noch nicht ganz fertig war mit dem Anzünden der Podiumlichter, als schon der Vorhang in die Höhe ging. Unter lautem Gelächter und Geklatsche des verehrungswürdigen Publici raffte sich dann der überraschte Aufklärungsbesorger in komischer Hast auf, um so schnell als möglich hinter den Kulissen zu verschwinden. Sehen Sie — gerade so bin ich auf der Bühne für tragische Possen, welche man die Welt nennt, in zufälliger Verspätung noch anwesend, während die Komödie meines Ruhmes aufgeführt wird."

14.

Mit Friedrich Haase.

1858.

Mittags pflegte ich im ‚Englischen Hof' zu speisen und hatte die Ehre und Freude gegenüber dem ebenfalls dort speisenden gewaltigen Schopenhauer zu sitzen, welcher nie ein Wort sprach, während des Essens wissenschaftliche Zeitungen zu lesen pflegte .... Eines Tages bemerkte ich ..., daß Schopenhauer über seine Brille weg mich scharf fixirte und

plötzlich zu mir sagte: „Herr Haase, ich habe Sie gestern Abend im Faust spielen sehen und viel Anregung durch Ihre Darstellung empfangen". — Noch allerlei fügte der große Philosoph hinzu, was ich nicht wieder erzählen darf, weil es sehr lobend war.

15.

Mit A. Foucher de Careil.

1859.

Schopenhauer empfing mich mit derjenigen Freundlichkeit, mit der er alle Franzosen mit Ausnahme des Herrn Alexander Weil empfangen hatte, der als Jude auf ihn einen schlechten Eindruck machte. Sein im Anfange etwas fremdartiges Gespräch zog mich lebhaft an. Dieser emsige Leser der Times und geistsprühende Causeur war zugleich ein tiefer Denker. Sein glückliches Gedächtniß, mit dem er niemals prunkte, an dessen Ausbildung er vielmehr mit größter Emsigkeit unablässig arbeitete, war nur die geringste der Gaben, welche er der Natur und seiner Erziehung zu verdanken hatte. Seine tiefe Gelehrsamkeit hatte nichts Pedantisches an sich und trotzdem besaß er die Bücherweisheit Montaigne's. In seiner Bibliothek sah ich ungefähr 3000 Bände, die er, im Gegensatze zu unseren modernen Liebhabern, fast alle gelesen hatte; es waren darunter wenig deutsche, viel englische, einige italiänische, meistens aber französische Bücher. Als Beweis führe ich nur die Diamantausgabe von Chamfort an; er gestand, daß nach Kant die großen Schriftsteller Helvetius und Cabanis in seinem Leben Epoche machten. Es ist wahr, daß er in ihnen Argumente zu gunsten seiner Hauptlehre von der sekundären Natur des Intellekts gefunden hatte, auf der seine ganze Philosophie des als primäre Potenz des Seins aufgefaßten Willens aufgebaut war. Aber er fand in den

Werken jener Schriftsteller auch andere gesunde Gedanken, wie z. B. den des Helvetius: „Die großen Staaten, in denen wir leben, kümmern sich wenig darum, unseren Geist zu erwecken, weil sie nicht der großen Geister bedürfen; sie erhalten sich durch ihre eigene Masse.“ — Erwähnen wir im Vorübergehen noch einen Rabelais, ein in Deutschland selten gefundenes Buch, und eine ‚Ars crepitandi‘ . . .

Als ich Schopenhauer zum ersten Male im Jahre 1859 an der Table d'hôte im „Englischen Hofe“ zu Frankfurt sah, war er bereits ein Greis. Sein blaues, lebhaftes Auge, seine dünne Lippe, welche ein feines, sarkastisches Lächeln umspielte, seine weite, von zwei weißen Haarlocken eingerahmte Stirne drückten der von Geist und Boshaftigkeit sprühenden Physiognomie das Siegel des Adels und der Vornehmheit auf. Seine Kleider, seine Spitzenkrause und weiße Kravatte erinnerten an einen Greis aus dem Ende des Zeitalters Ludwig XV.; seine Manieren waren die eines Mannes aus der guten Gesellschaft. Sehr zurückhaltend und von einem oft bis zum Mißtrauen gehenden Naturell, verkehrte er bloß mit seinen intimsten Freunden oder den Frankfurt besuchenden Fremden. Seine Bewegungen erreichten in der Konversation oft eine außerordentliche Lebhaftigkeit. Er haßte die eitlen Wortgefechte, dafür aber wußte er umsomehr den Reiz eines gründlichen und geistvollen Gespräches zu würdigen. Er beherrschte und sprach mit gleicher Fertigkeit vier Sprachen: das Französische, Englische, Deutsche, Italiänische und so ziemlich auch das Spanische. Wenn er sprach, verbrämte er den etwas rauhen deutschen Kannevas mit seinen glänzenden lateinischen, griechischen, französischen, englischen und italiänischen Arabesken. Sein Gespräch sprudelte nur so von witzigen Einfällen, Citaten und interessanten Details und ließ die Stunden vergessen; manchmal lauschten ihm seine intimen Freunde bis Mitternacht, ohne daß sie ein Augenblick der Müdigkeit überkam oder das

Feuer seines Blickes erlosch. Seine ausdrucksvollen Worte fesselten die Zuhörer, sie malten und analysirten zugleich; ein Hauch von Empfindsamkeit vermehrte noch das Feuer seiner Beredsamkeit. Vor allem zeichnete sich sein Gespräch durch eine seltene Klarheit aus. Ein Deutscher, der viel in Abyssinien gereist war, war ganz erstaunt, als ihm Schopenhauer die verschiedenen Krokodilarten so detaillirt geschildert hatte, daß er anfangs glaubte, es mit einem alten Reisegefährten zu thun zu haben.

Glücklich diejenigen, denen es gegönnt war, diesen letzten der Causeure aus dem Zeitalter des vorigen Jahrhunderts zu hören! Er war in dieser Hinsicht ein Zeitgenosse Voltaires, Diderots, Helvetius' und Chamforts.

16.

Mit P. Challemel-Lacour.

Spätherbst 1859.

On sait ce qu'il était advenu en France de la philosophie après 1848, et le profond discrédit où elle était tombée dans le public et dans l'enseignement; à peine si elle s'en relève lentement aujourd'hui. La même catastrophe se produisit à la même époque en Allemagne. . .

C'est à ce moment que le nom de Schopenhauer surgit à la lumière. Un beau jour, l'Allemagne apprend non sans surprise qu'elle possède à son insu depuis trente ans un grand prosateur inconnu et un profond penseur de plus. . .

J'ai eu l'honneur de le voir dans la joie et l'éclat de ses dernières années; quoiqu'il ne fût pas en général de facile abord, il accueillait volontiers les Français et les Anglais. Je le trouvai dans sa bibliothèque, où j'aperçus en entrant le buste en plâtre de Kant par Hagemann; lui-même posait en ce moment pour le sien, qu'était en train

de modeler une estimable artiste de Berlin, M^lle^ Ney. Son portrait avait déjà été fait plusieurs fois par Lunteschütz, par Gœbel, et multiplié par la photographie: c'était la consécration de sa récente célébrité. Schopenhauer avait alors soixante et onze ans, les cheveux et la barbe entièrement blancs; mais c'était un vieillard alerte, avec les yeux et le geste d'un jeune homme. Je fus frappé d'un sillon sarcastique autour de sa bouche. Il n'avait rien de la raideur d'un philosophe de profession. Il me reçut bien, mais sans se lever et sans cesser de caresser de la main, d'une manière presque injurieuse pour les hommes, un bel épagneul noir. Voyant que je le remarquais, il me dit qu'il l'avait appelé *Atma* (âme du monde en sanscrit), qu'il aimait les chiens parce qu'il ne trouvait qu'en eux l'intelligence sans la dissimulation humaine. Il me demanda si j'avais lu la critique de Gutzkow sur son dernier ouvrage, ses *Parerga*, qui sont un recueil de fragmens; je fus obligé d'avouer que je n'avais lu ni la critique ni l'ouvrage. Je ne voulus pas prolonger cette visite, et il me donna rendez-vous pour le soir à l'hôtel d'Angleterre, où il prenait ses repas.

J'arrivai vers la fin de son dîner, et je le trouvai assis à table d'hôte, à côté de plusieurs officiers. Je remarquai devant lui, près de son assiette, un louis d'or qu'il prit en se levant et qu'il mit dans sa poche. „Voilà vingt francs, me dit-il, que je mets là depuis un mois avec la résolution de les donner aux pauvres le jour où ces messieurs auront parlé d'autre chose pendant le dîner que d'avancement, de chevaux et de femmes. Je les ai encore.“ Nous allâmes nous asseoir seuls à une table. Je lui dis en souriant que je le savais sévère pour les femmes, et que l'amour me paraissait après tout une des fortes objections à opposer à son pessimisme. Il me répondit avec gravité: „L'amour, c'est l'ennemi. Faites-en, si cela vous convient, un luxe et

un passe-temps, traitez-le en artiste; le Génie de l'espèce est un industriel qui ne veut que produire. Il n'a qu'une pensée, pensée positive et sans poésie, c'est la durée du genre humain. Les hommes ne sont mus ni par des convoitises dépravées ni par un attrait divin, ils travaillent pour le Génie de l'espèce sans le savoir, ils sont tout à la fois ses courtiers, ses instrumens et ses dupes. Admirez, si vous le voulez, ses procédés; mais n'oubliez pas qu'il ne songe qu'à combler les vides, à réparer les brèches, à maintenir l'équilibre entre les provisions et la dépense, à tenir toujours largement peuplée l'étable où la douleur et la mort viennent recruter leurs victimes. C'est pour cela, c'est en vue de l'espèce, qu'avant de rapprocher les rouages de la machine, ce Génie perfide, qui ne veut pas manquer son œuvre, observe si soigneusement leurs propriétés, leurs combinaisons, leurs réactions, leurs antipathies. Les femmes sont ses complices. Elles ont accompli une chose merveilleuse lorsqu'elles ont spiritualisé l'amour. Peut-être c'en était fait de lui et du genre humain; les hommes, fatigués de souffrir et ne voyant nul moyen de se dérober jamais, eux ni leurs enfans, aux misères qui les accablaient et que la culture leur rendait chaque jour plus sensibles, allaient peut-être prendre enfin le chemin du salut en renonçant à l'amour. Les femmes y ont pourvu. C'est alors qu'elles se sont adressées à l'intelligence de l'homme et que tout ce qu'il y a de spirituel dans l'organisation féminine, elles l'ont consacré à ce jeu qu'elles appellent l'amour. Peuples de galantins que vous êtes, dupes innocentes, qui croyez, en cultivant l'esprit des femmes, les élever jusqu'à vous, comment n'avez-vous pas encore vu que ces reines de vos sociétés ont de l'esprit souvent, du génie par accident, mais de l'intelligence jamais, ou que ce qu'elles en ont ressemble à l'intelligence de l'homme comme le soleil, fleur des jardins,

ressemble au soleil, roi de la lumière. Depuis que vous les avez admises à délibérer, elles ont fait de vous une race de Chrysalides qui a désappris sous leur joug les fortes vertus. Ce sont elles qui ont le plus contribué à inoculer au monde moderne le mal qui le ronge. Trop faibles de corps et d'esprit pour soutenir par la discussion la place qu'elles ont usurpée, à la fois débiles et tyranniques, il faut bien pourtant qu'elles aient une arme: le lion a ses griffes et ses dents, le vautour son bec, l'éléphant ses défenses, le taureau ses cornes, la sépia, pour tuer l'ennemi ou le fuir, lâche son encre et trouble l'eau: voilà le véritable analogue de la femme. Comme la sépia, elle s'enveloppe d'un nuage et se meut à l'aise dans la dissimulation. Et maintenant, dressés à leur école, qui d'entre vous se vantera d'être sincère et peut parler d'indépendance sans qu'une femme, sans que toutes les femmes sourient? Vous voyez, beau défenseur de l'amour, que je ne diminue pas leur part dans l'œuvre de la civilisation. Tenez, j'ai soixante-dix ans et plus, et si je me félicite d'une chose, c'est d'avoir éventé à temps le piége de la nature: voilà pourquoi je ne me suis pas marié. Les grandes religions ont toutes vanté la continence, mais elles n'ont pas toujours compris ce qui fait de cette vertu la vertu souveraine. Elles n'y ont vu souvent que le déploiement d'une énergie sans but, le mérite d'obéir à une loi fantasque, de supporter une privation gratuite, ou bien encore elles ont couronné dans le célibat je ne sais quelle pureté incompréhensible et fait ainsi la part trop belle aux économistes et aux saint-simoniens. Le prix de cette vertu, c'est qu'elle mène au salut; préparer la fin du monde et en indiquer le chemin, telle est la suprême utilité des existences ascétiques. A force de prodiges, et d'aumônes, et de consolations, l'apôtre de la charité sauve de la mort quelques familles vouées par ses bienfaits à une longue

agonie; l'ascète fait davantage, il sauve de la vie des générations entières. Il donne un exemple qui a failli sauver le monde deux ou trois fois. Les femmes ne l'ont pas voulu; c'est pourquoi je les hais."

Schopenhauer n'aimait pas la contradiction, et je n'étais pas venu pour argumenter contre lui; mais, quoique j'eusse déjà une idée de sa doctrine, j'étais tenté de prendre cette sortie pour une boutade, peut-être voulait-il s'amuser à essayer sur un étranger l'enchantement satanique de ses sophismes. Cependant il parlait avec calme en lançant de temps en temps une bouffée de tabac; ses paroles, lentes et monotones, qui m'arrivaient à travers le bruit des verres et les éclats de gaîté de nos voisins, me causaient une sorte de malaise, comme si j'eusse senti passer sur moi un souffle glacé à travers la porte entr'ouverte du néant. J'osai pourtant, au bout de quelques minutes, déclarer que, quant à moi, la vie me semblait supportable, et que, si le monde allait encore médiocrement, le progrès finirait par l'améliorer, et en atténuerait assez les imperfections pour que l'on pût s'en contenter. „Nous y voilà, répondit-il. Le progrès, c'est là votre chimère, il est le rêve du XIX^e^ siècle comme la résurrection des morts était celui du X^e^; chaque âge a le sien. Quand, épuisant vos greniers et ceux du passé, vous aurez porté plus haut encore votre entassement de sciences et de richesses, l'homme, en se mesurant à un pareil amas, en sera-t-il moins petit? Misérables parvenus, enrichis de ce que vous n'avez pas gagné, orgueilleux de ce qui ne vous appartient pas, mendians insolens qui glanez le champ des premiers inventeurs et qui pillez leurs ruines, comparez, si vous l'osez, vous qui célébrez vos découvertes avec tant de pompe, l'algèbre avec le langage, l'imprimerie avec l'écriture, votre science avec les simples calculs de ceux qui les premiers regardèrent le ciel, vos *steamers* avec

la première barque à laquelle un audacieux mit une voile et un gouvernail? Que sont vos ingénieurs et vos chimistes auprès de ceux qui vous ont donné le feu, la charrue et les métaux? Vous avez fait de tout cela des présens divins, vous avez eu raison. Pourquoi donc êtes-vous si arrogans? Je vois grandir la pyramide que vous n'avez pas commencée et que vous n'achèverez pas; mais le dernier ouvrier qui s'assoira fièrement sur le faîte sera-t-il plus grand que celui qui en a posé le premier bloc? Racontez-moi pour la millième fois vos ennuyeuses histoires, et, si les grandeurs passées ne vous suffisent pas, anticipez l'avenir, ne craignez pas de prophétiser Variez les changemens de scène, multipliez les acteurs, appelez les masses humaines sur le théâtre, inventez, si vous avez l'imagination assez riche, des péripéties. Ces histoires sont comme les drames de Gozzi: les motifs, les incidens changent dans chaque pièce et ne se reproduisent jamais, il est vrai; mais l'esprit de ces incidens est invariable, la catastrophe prévue, les personnages toujours les mêmes. Voici, en dépit de toutes les expériences et de toutes les corrections, Pantalon toujours aussi lourd et aussi avare, Tartaglia toujours aussi fripon, Brighella toujours aussi lâche, Colombine toujours aussi coquette et aussi perfide. Heureusement ils trouvent un parterre prêt à applaudir la pièce du jour, parce qu'il ne se souvient plus de celle qu'il a vu jouer la veille. Les yeux charmés et la bouche béante, les spectateurs suivent avec ravissement et pleins d'attente *le progrès* des choses jusqu'au dénoûment, dont la monotonie les étonne sans les décourager."

Il parla encore longtemps sur toute sorte de sujets, et entre autres sur les phénomènes magiques, auxquels il prenait beaucoup d'intérêt. La salle où nous étions s'était vidée peu à peu; le silence s'était fait autour de nous.

Beaucoup de ses raisonnemens me paraissaient faibles, et j'aurais voulu répondre; mais, soit que la fumée de tabac dont l'atmosphère était imprégnée me portât au cerveau, soit que ses discours bizarres eussent fini par m'étourdir, des vertiges inconnus me gagnaient à mesure que j'essayais de suivre cet étrange raisonneur. Je le quittai fort tard, et il me sembla, longtemps après l'avoir quitté, être ballotté sur une mer houleuse, sillonnée d'horribles courans. Cette conversation, qui avait été plus d'une fois obscure pour moi, demeura profondément gravée dans ma mémoire, et la plupart de ces obscurités se dissipèrent lorsque j'eus étudié de plus près l'ensemble de la doctrine.

17.

Mit Justizrath Knorr.

19. August 1860.

Ein älterer Herr, Justizrath Knorr aus Kulm, sprach bei ihm vor und theilte im Laufe des Gesprächs mit, wie der Oberpräsident der Provinz Preußen die Stadt Danzig, als „Vaterstadt des größten Schülers Kants, Schopenhauers" amtlich aufgefordert habe, zu dem in Königsberg zu errichtenden Kant-Denkmal einen Beitrag zu geben. Auf die Frage, ob der Besucher diese Nachricht verbürgen könne, und auf Knorrs Antwort, daß er sie vom Syndikus des Danziger Magistrats habe, sagte Schopenhauer: „Sehen Sie, wenn ein so hochgestellter Beamter, wie ein Oberpräsident, einen solchen Ausspruch thut, so ist das von Wichtigkeit und zeigt, daß meine Philosophie auch in den höheren Beamtenkreisen Beachtung und Anerkennung findet."

18.
Mit Julius Baumann.

Ende August 1860.

Das Gespräch kam auf Trendelenburg's 'Logische Untersuchungen', die Schopenhauer gelesen hatte: er sprach sich ungünstig darüber aus. Von Lotze hatte er nur die 'Allgemeine Physiologie des körperlichen Lebens' gelesen. „Der Mensch leugnet die Lebenskraft!" rief er aus. „Sehen Sie nur einen Grashalm an, so haben Sie die Lebenskraft."

Er zeigte dem Besucher seine Buddha-Statuette und die in seinem Zimmer aufgehängten Bilder. „In Böhmen", sagte er, „wohnt ein Mann, der bekränzt täglich mein Bild frisch. Ist das nicht schön?"

19.
Mit Dr. jur. Wilhelm Gwinner.

Ich war noch sehr jung, als ich Schopenhauer zum ersten Mal sprechen hörte. Ich saß in seiner Nähe an der Wirthstafel, kannte ihn nicht, wußte nicht, wer er war. Er demonstrirte jemanden den Anfang der Logik, das Gesetz der Identität und des Widerspruchs vor, und lebhaft steht mir noch das befremdende Gefühl vor der Seele, Einen über A=A sprechen und ein Gesicht dazu machen zu sehen, als spräch' er mit seiner Geliebten von der Liebe.

Ich erinnere mich, daß ich einst bei ihm saß und zu ihm sprach, als auf einmal sein Gesicht sich veränderte, indem sein Blick auf den Pudel fiel, der eben ins Zimmer gelaufen war und mich als einen Menschen, den er noch nicht recht kannte, aufmerksam fixirte. Ich schwieg, und erst nach einer langen Pause ergriff er wieder das Wort mit der Frage: Haben Sie den Blick des Thieres gesehen?

In jüngern Jahren gab er manchmal die gewohnte Zurückhaltung auf, um auch Fremden gegenüber seine Meinung zu äußern, später aber sagte er mir einmal, als er eben einen Zudringlichen ohne Antwort gelassen: „Incognito geht das nicht mehr, außer mit Engländern.“

So etwas [wie die erste Auflage der ‚Welt als Wille und Vorstellung‘], sagte er als Greis, könne man nur in der Jugend und nur mit Eingebung schreiben; jetzt staune er sein Werk, besonders das vierte Buch wie das eines ganz anderen Menschen an.

Angesichts der letzten Ereignisse in Italien [1859], äußerte er: Die Legitimität sei eine schöne Sache; aber sie gebe für sich allein noch keinen Anspruch auf Erfolg. Um dessen gewiß zu sein, müsse eine Regierung intellektuell über der beherrschten Masse stehen; moralisch aber dürfe sie nicht zu edel sein, wie Titus, aber ebenso wenig unter das Niveau des allgemeinen Rechtsgefühls herabsinken. In diesem Sinne prophezeite er Napoleon III. den Sturz mit den Worten: „Er ist zu schlecht.“

Wenige Zeit vor seinem Tode erzählte er mir lächelnd, daß er Jemanden auf dem Bahnkörper der städtischen Verbindungsbahn habe gehen sehen, wo er auch gern gegangen wäre, wenn ihn nicht eine Warnungstafel zurückgeschreckt hätte, die es verbot, und als er den Fremden gefragt, wie dieser es wagen könne, derselbe ihm erwidert habe: „wenn ich so ängstlich wäre wie Sie, hätte mich längst der Teufel geholt“. Und mich, wenn ich nicht so wäre! versetzte er ohne Bedenken.

Auf meine Frage, ob er die Sektion seiner Leiche verbieten wolle, äußerte er nach kurzem Bedenken: „Ja. —

Haben sie vorher nichts gewußt, so sollen sie auch nachher nichts wissen.“ Und als ich ihn fragte, wo er ruhen wolle, sagte er: „Es ist einerlei, sie werden mich finden.“

Am Morgen des 9. September [1860] wurde ich zu ihm gerufen und fand ihn von einer Lungenentzündung ergriffen. Er sagte gleich, dies sei sein Tod; erholte sich aber, nachdem die Krisis eingetreten war, in wenigen Tagen wieder so rasch, daß er das Bett verlassen und einige Besuche empfangen konnte. . . .

Am Abend des 18. September sprach ich ihn zum letzten Mal. Er saß auf dem Sopha und klagte über intermittirende Palpitationen, während seiner Stimme nichts von der gewohnten Stärke fehlte. Er las in D'Israeli's ‚Curiosities of literature‘, und hatte die Stelle aufgeschlagen, welche von den Autoren handelt, die ihre Verleger zu Grunde gerichtet hätten. „Dazu hätten sie mich auch beinahe gebracht“, sagte er scherzend. Daß seinen Leib nun bald die Würmer zernagen würden, sei ihm kein arger Gedanke: dagegen denke er mit Grauen daran, wie sein Geist unter den Händen der „Philosophieprofessoren“ zugerichtet werden würde. Er fragte nach dem Neuesten in Politik und Litteratur und sprach die Hoffnung aus, daß Italien doch noch eins werden könne; gab mir aber zu, daß wir dann das alte, reich individualisirte Italien gegen ein modern verwischtes und nivellirtes vertauschen müßten.

Als litterarische Neuigkeit hatte ich ihm Baader's Commentar zu St. Martin's Schriften mitgebracht und die Stellen angezeichnet, an denen der Herausgeber seiner erwähnt. „Können Sie aber so etwas lesen?“ fragte er, auf die zufällig aufgeschlagene Stelle Seite 86 zeigend: „„Der Mensch richtet oder dirigirt sein Wollen, welches er als Odem nur hat, wenn er es empfängt, und es empfängt, wenn er es

giebt."" „Es giebt mancherlei Philosophen, abstrakte und konkrete, theoretische und praktische: dieser Baader ist ein unausstehlicher." Ich erinnerte ihn daran, daß Baader schon 1836 in der spekulativen Dogmatik den Studenten seine Werke empfohlen und, trotz des großen Abstandes der beiderseitigen Denkweisen, in den Vorlesungen über Jakob Böhme's Theologumena und Philosopheme anerkannt habe, daß Schopenhauer „durch sein Werk und durch seine Aufrichtigkeit sich ein ungleich größeres Verdienst erworben, als eine Unzahl anderer, in demselben Geiste schreibender Philosophen unserer Zeit." „Es ist wahr", erwiderte er, „ich erinnere mich, er hat glimpflich von mir gesprochen; aber ich kann ihm nicht helfen."

Ueber dem Gespräch war es dunkel geworden; die Haushälterin stellte die Leuchter auf — denn das verdeckte Licht einer Lampe mochte er nicht — und ich konnte mich noch seines hellen Blicks freuen, in dem nichts von Krankheit und Alter zu lesen war. Es wäre doch erbärmlich, sagte er, wenn er jetzt sterben sollte: er habe den Parergen noch wichtige Zusätze zu geben. Er kam auf die Entstehungsgeschichte des Buchs, welches ihn zuerst in weiten Kreisen bekannt gemacht hatte. Die Hauptsache seien die Paralipomena, die im Hauptwerke ihre Stelle gefunden haben würden, wenn er zu jener Zeit hätte hoffen dürfen, dessen dritte Auflage zu erleben.

Ungern verließ ich ihn, um seine Kräfte zu schonen. Ernsthaft äußerte er noch, es würde für ihn nur eine Wohlthat sein, zum absoluten Nichts zu gelangen; aber der Tod eröffne leider keine Aussicht darauf. Allein, es gehe, wie es wolle, er habe „zum wenigsten ein reines, intellektuelles Gewissen".

Selbstgespräche Schopenhauer's

(*Εἰς ἑαυτον:* an sich selbst gerichtete Betrachtungen).

Vorbemerkungen
des
Herausgebers.

Von der Existenz eines autobiographischen Manuskripts haben wir zuerst durch Schopenhauer's Anhänger Dr. phil. E. O. Lindner erfahren, zu welchem der Meister sich wiederholt über das Werk, das nur als posthumum erscheinen könne, geäußert hat (siehe oben S. 52). Als dann nach Schopenhauer's Tode Dr. Frauenstädt die 2. Auflage der ‚Parerga' bearbeitete, vermißte er unter den ihm vermachten „wissenschaftlichen Manuskripten" das zu mehreren Stellen der Parerga im Handexemplar notirte Manuskript ‚εἰς ἑαυτον' und wandte sich deshalb an den Testamentsvollstrecker Dr. jur. Gwinner. Dieser antwortete ihm: das „etwa 30 lose Blätter" starke εἰς ἑαυτον sei kein „wissenschaftliches" Manuskript gewesen, sondern habe nur „Persönliches", „Privatverhältnisse zu einigen Personen" Betreffendes, sowie „Klugheitsregeln" und „Lieblingsstellen" enthalten. Er, Gwinner, habe es „Schopenhauer's Willen gemäß" vernichtet. Dieser Briefwechsel zwischen Frauenstädt und Gwinner hat vor dem Erscheinen der biographischen Schrift des Letzteren ‚Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgang dargestellt' (Leipzig 1862) stattgefunden. Nachdem dann Dr. Lindner in dem mit Frauenstädt gemeinsam herausgegebenen Werke ‚Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn' (Berlin 1863) angedeutet hatte, das Beste in Gwinner's biographischer Schrift möge wohl aus dem εἰς ἑαυτον, von dessen Existenz dort nichts erwähnt wird, entnommen sein, erwiderte Gwinner durch eine Broschüre ‚Schopenhauer und seine Freunde' (Leipzig 1863). Er macht hier über das von ihm, Schopenhauer's mündlich geäußerten „Wunsche" ent-

sprechend, vernichtete εἰς ἑαυτον die weitere Mittheilung, daß es in Berlin 1821 angefangen und „in den darauffolgenden zwanzig Jahren allmählich entstanden“ sei, „im späteren Alter seien kaum drei Seiten hinzugekommen.“ Was die von Lindner angedeutete Benutzung des Manuskripts für seine biographische Schrift anbetrifft, so hüllt sich Gwinner hierüber in diplomatisches Schweigen: er erwähnt nur, Schopenhauer habe ihm seinerzeit aus dem εἰς ἑαυτον Einiges „mitgetheilt“ (S. 9 der Broschüre), habe ihm daraus „vorgelesen“ (S. 11), und dies von Schopenhauer mündlich ihm Mitgetheilte sei in seiner biographischen Schrift S. 69 („Eindruck seiner Persönlichkeit auf Fremde“) und S. 112 („Einige kleine Züge von Schwächen seines Charakters“) zu finden. Ob er aber, nach Schopenhauer's Tode, das Manuskript εἰς ἑαυτον bei Ausarbeitung seiner Biographie verwerthet und dann erst vernichtet habe — darüber erfahren wir nichts. Sieben Jahre später (am 22. April 1870) hat Dr. Gwinner indessen einem Besucher gegenüber zugegeben, daß er in der That aus dem εἰς ἑαυτον für seine Biographie geschöpft habe, „Einiges könne sogar wörtlich aufgenommen sein“ (siehe meine ‚Edita und Inedita Schopenhaueriana‘ [Leipzig, Brockhaus, 1888] S. 36).

Für den mit Schopenhauer's Sprache Vertrauten ist es nicht allzuschwer, in Gwinner's Schrift den Hauptstock der Bestandtheile aufzufinden, die aus dem εἰς ἑαυτον aufgenommen sind: es sind in dem Abschnitt „Wer er war“ die Seiten 118 bis 151, wozu nur noch einige wenige anderwärts vereinzelt eingesprengte Stellen, sowie die schon früher direkt zugestandenen Seiten 69 und 112 hinzukommen.

Wir vermögen diese aus innern Gründen abgeleitete Thatsache der Herkunft jener 30 Seiten aus dem εἰς ἑαυτον übrigens auch durch Schopenhauer's eigenes Zeugniß zu unterstützen. Er gedenkt nämlich dieses seines Manuskripts auch in seinen übrigen Manuskriptbüchern und im Handexemplar der ‚Parerga‘ an folgenden Stellen:

1) ‚Foliant‘ (Oktober 1826) S. 178 ff.: „In Hinsicht auf Vertrauen die 105. Epistel des Seneka: wie auch Näheres aus meinem εἰς ἑαυτον“;

2) ‚Cogitata‘ (1830) S. 83: „Hier Knebel's Ausspruch: siehe εἰς ἑαυτον“;

3) ‚Cogitata‘ S. 286: zu der Stelle vom „angeborenen und erworbenen Charakter“: „vergl. εἰς ἑαυτον“;

4) ‚Cholerabuch‘ (1831) S. 12: zu der Stelle „my greatest enjoyments“: „Conf. εἰς ἑαυτον p. 11“;

5) ‚Parerga‘ Band II § 58: zu dem für die 2. Auflage hinzugeschriebenen Gleichniß von den Roßkastanien: „εἰς ἑαυτον in medio“;

6) ‚Parerga‘ Band II § 322 zu der Stelle über Hypochondrie: „εἰς ἑαυτον mittelstes Blatt S. rechts p. 43“.

Zwei dieser Schopenhauer'schen Selbstcitate finden sich nun bei Gwinner, S. 121 und 129, wieder, nämlich das Gleichniß von den Roßkastanien und der Ausspruch Knebel's.

Dazu kommt noch das folgende äußere Beweisstück.

Dr. Gwinner führt den aus dem εἰς ἑαυτον stammenden Theil des Abschnittes „Wer er war“ S. 117 f. mit den Worten ein: er stelle hier zusammen

> die einzelnen Züge von Schopenhauer's Sinnesart, zumeist mit seinen eigenen Worten, **wie ich sie von ihm in ernsten Stunden überkommen habe.**

In der zweiten Auflage aber der Gwinner'schen Biographie (1878) ist dieser ganze, soeben ausgehobene Einführungssatz — die Sperrungen rühren von mir her — **weggelassen**, während übrigens der gesammte Inhalt der Seiten 118 bis 151 der 1. Auflage ohne wesentliche Aenderung reproducirt wird. Aus der Weglassung jener Eingangsworte werden wir also mit Recht schließen dürfen, daß der Biograph auch dem größeren Publikum gegenüber nicht mehr daran festhält, jene 30 Seiten seines Buches der mündlichen Mittheilung Schopenhauer's zu verdanken, wenn er auch in dieser zweiten, wie in der ersten Auflage, es nicht für nöthig gefunden hat, von der einstmaligen Existenz eines Manuskripts εἰς ἑαυτον überhaupt Erwähnung zu thun.

Die Gwinner'sche Zusammenstellung jener „einzelnen Züge“, d. h. der einzelnen Aufzeichnungen im εἰς ἑαυτον, habe ich nun im Folgenden zu einer partiellen Rekonstruktion des verlorenen Manuskripts der ‚an sich selbst gerichteten Betrachtungen‘ benutzt.

Die „eigenen Worte" Schopenhauer's, die sein Testamentsvollstrecker leider durchweg aus der direkten Rede des εἰς ἑαυτον in die indirekte umgesetzt hat, sind dabei von mir in den ursprünglichen Wortlaut zurückverwandelt worden.

Am Schlusse habe ich die „Lieblingsstellen" (siehe oben S. 97) vereinigt. Diese Lieblingsstellen stammen übrigens nicht ausschließlich aus dem εἰς ἑαυτον, nach Gwinner's Angaben sind sie vielmehr auch auf den Deckeln von Schopenhauer's Brieftaschen eingetragen, zum Theil mögen sie auch auf Anstreichungen im Handexemplar der betreffenden Autoren beruhen.*)

Um die so aus dem verlorenen Manuskript geretteten Bruchstücke richtig zu würdigen, muß der verständige Leser sich übrigens gegenwärtig halten, daß alle diese Selbstgespräche — bis auf die drei letzten Aufzeichnungen S. 119 f. — aus jener Periode stammen, in welcher Schopenhauer das harte, gänzlich unverdiente Schicksal des „Verkannten" (nach Goethe's Ausspruch) trug, da er als ein völlig Vergessener, von Niemand Beachteter unter den Zeitgenossen wandelte. Es mußte ihm zu Muthe sein wie einem lebendig Begrabenen, und gleich dem treuen Heinrich im Grimm'schen Märchen haben sich die eisernen Reife auch um seine Brust gelegt. Als aber die späte Anerkennung auch für ihn gekommen war, da sprangen die Eisenreife, einer nach dem andern. Und so zeigen ihn die Gespräche im Schlußjahrzehnt seines Lebens milder und fast heiter, wenn auch die letzte Einzeichnung in seinem letzten Manuskriptbuche (‚Senilia') noch immer lautet: „Die Welt ist und ist wie Figura zeigt: ich möchte nur wissen, wer etwas davon hat."

---

*) Die S. 120 mitgetheilte Stelle aus der ‚Edda' ist von mir hinzugefügt: Schopenhauer hat sie auf dem hinteren Deckelblatt des Manuskriptbuchs ‚Cogitata' eingetragen.

So wenig als möglich zu wollen und so viel als möglich zu erkennen, ist die leitende Maxime meines Lebenslaufs gewesen; denn der Wille ist das durchweg Gemeine und Schlechte in uns: man soll ihn verbergen wie die Genitalien, obgleich beide die Wurzel unseres Wesens sind. Mein Leben ist ein heroisches, das nicht mit dem Philistermaaß oder der Krämerelle zu messen ist, noch überhaupt nach dem Maaßstab, welcher für das der gewöhnlichen Menschen gehört, die kein anderes Dasein haben, als das des auf die kurze Spanne Zeit beschränkten Individuums; ich darf mich also nicht dadurch betrüben, daß ich bedenke, wie mir abgeht, was zu einem regelmäßigen Lebenslaufe des Individuums gehört, Amt, Haus, Hof, Weib und Kind. Ihr Dasein geht in dergleichen auf; mein Leben aber ist ein intellektuelles, dessen ungehinderten Fortgang und ungestörte Wirksamkeit in den wenigen Jahren der vollen Geisteskraft und ihrer freien Anwendung Früchte tragen muß, Jahrhunderte der Menschheit zu bereichern. Für dieses intellektuelle Leben ist mein persönliches bloß die Basis, die conditio sine qua non, also etwas ganz Untergeordnetes. Je schmaler diese Basis, desto sicherer: wenn sie leistet, was sie in Bezug auf mein intellektuelles Leben soll, so ist ihr Zweck erreicht. Der Instinkt, welcher dem beigegeben ist, dessen Dasein intellektuelle Zwecke hat, ist auch mir ein sicherer Führer gewesen, so daß ich die persönlichen Zwecke außer Acht gelassen und Alles auf mein geistiges Dasein bezogen habe. Darum kann es mich auch nicht wundern, wenn mein persönlicher Lebenslauf unzusammenhängend und in sich planlos aussieht: er gleicht der Ripien-

stimme in der Harmonie, die in sich auch keinen Zusammenhang haben kann, weil sie nur zur Unterlage der Hauptstimme dient, in welcher der Zusammenhang liegt. Was meinem persönlichen Leben nothwendig abgehen muß, wird mir auf andere Weise ersetzt, durch den vollen Genuß meines Geistes und Strebens nach der angeborenen Richtung mein ganzes Leben hindurch; ja wenn ich es besäße, würde es mir ungenießbar und hinderlich sein. Einen Geist, der von selbst giebt und leistet, und zwar das, was kein Anderer so geben und leisten kann und was eben darum bestehen und bleiben wird — einen solchen zwingen zu wollen zu andern Dingen, überhaupt ihm Zwangsdienste aufzulegen und dadurch ihn von seinen freiwilligen Gaben abzuhalten, wäre grausam und thöricht zugleich.

Der mächtige Unterschied zwischen meinesgleichen und den Andern beruht großentheils darauf, daß Erstere ein dringendes Bedürfniß haben, welches die Andern nicht kennen, ja dessen Befriedigung ihnen verderblich sein würde: das Bedürfniß der freien Muße zum Denken und Studiren, welches sogar den moralischen Maaßstab zur Beurtheilung von Menschen meinesgleichen ändert; wennschon der sterbende Perikles Recht hat, daß zuletzt kein Verdienst in die Waagschale falle gegen ein böses Gewissen. Mit den Alten, mit Sokrates und Aristoteles (Diog. Laert. II, 31. Arist. Eth. Nic. X, 7, p. 1177, b, 4.) ist daher die Muße für das höchste Erdengut zu halten. Wenn ein Mensch so wie ich geboren bin, bleibt von Außen nur dies Eine zu wünschen, daß er so viel als möglich seine ganze Lebenszeit hindurch, und jeden Tag und jede Stunde er selbst sein und seinem Geiste leben könne.

Aber schwer ist die Erfüllung dieser Forderung in einer Welt, wo des Menschen Loos und Bestimmung ganz andere sind, wo zwischen Armuth, die uns alle freie Muße nimmt, und Reichthum, der auf jede Weise sie zu verderben und uns

abzuziehen trachtet, wie zwischen Scylla und Charybdis durchzusteuern ist. Von der Natur bestimmt ist des Menschen Loos: Tages Arbeit, Nachts Ruhe und wenig Muße, und des Menschen Glück: Weib und Kind, die sein Trost sind im Leben und Sterben. Wo aber eine abnorme Beschaffenheit große geistige Bedürfnisse und mit diesen die Möglichkeit großer geistiger Genüsse herbeigeführt, da wird freie Muße zur Hauptbedingung des Glücks, für welche sodann dem normalen Menschenglück durch Weib und Kind willig entsagt wird. Das Individuum dieser Art gehört einer andern Sphäre an. Allein zur Befriedigung dieser veränderten Forderung sind äußere Umstände der Art, wie sie schon sehr selten eintreten, die Bedingung. Hier muß ein günstiges Schicksal walten, um einer außerordentlichen Natur außerordentliche Umstände zu bereiten. Da tritt denn ein, was der neunzigjährige Knebel in Erfahrung gebracht hat: daß in dem Leben der meisten Menschen sich ein gewisser Plan findet, der durch die eigene Natur sowohl als durch die Umstände, die sie führen, ihnen gleichsam vorgezeichnet ist; die Zustände ihres Lebens mögen noch so abwechselnd und veränderlich sein, es zeigt sich doch am Ende ein Ganzes, daß unter sich eine gewisse Uebereinstimmung bemerken läßt. Die Hand eines bestimmten Schicksals, so verborgen sie auch wirken mag, zeigt sich: sie mag nun durch äußere Wirkung oder innere Regung bewegt sein; ja, widersprechende Gründe bewegen sich oft in ihrer Richtung. (Knebel, Litter. Nachlaß, Bd. 3, S. 452.)

Die Wichtigkeit des intellektuellen unsterblichen Menschen in mir ist so unendlich groß gewesen gegen die des Individuums, daß ich, wenn auch noch so viele persönliche Sorgen auf mir gelastet, sie sogleich habe fahren und verschwinden lassen, sobald ein philosophischer Gedanke sich regte: denn ein solcher ist mir immer voller Ernst gewesen und alles Andere

dagegen Spaaß. Das ist der Adels- und Freibrief der Natur. Das Glück der gewöhnlichen Menschen besteht in der Abwechselung zwischen Arbeit und Genuß, bei mir dagegen sind beide Eines. Deshalb ist das Leben von Menschen meiner Art nothwendig ein Monodrama. Missionarien der Wahrheit an das Menschengeschlecht, wie ich, werden, nachdem sie sich begriffen, mit den Menschen sich außer ihrer Mission so wenig gemein machen, als die Missionäre in China mit den Chinesen fraternisiren. Einem Menschen, wie mir, ist, besonders so lange ich jung bin, in allen Lebensverhältnissen beständig zu Muthe wie Einem, der in Kleidern steckt, die ihm nicht passen.

Was meine Ansprüche betrifft, so würden sie Die, welche im Stande sind, das, worauf sie sich gründen, zu fühlen, gelten lassen, weil sie ihr Interesse nicht angehen und das Fühlen und Geltenlassen ihnen intellektuell und moralisch Ehre macht: jedoch würden sie bei alle dem sie bloß unter der Bedingung gelten lassen, daß ich's als ein Geschenk nehme, etwa so wie man unter Quittungen „zu Dank empfangen" setzt, obgleich es verfluchte Schuldigkeit war, oder wie ein bittendes Plaudite am Ende der Stücke des Plautus steht. Ich darf also nie mehr Prätensionen machen als jeder Andere: denn die Leute fußen darauf, daß kein äußerer Zwang sie gegen mich verpflichtet, und würden mir dieses zeigen, sobald ich nicht ihnen zeige, daß ich es weiß. Ihnen ist die Scheu vor Herabsetzung (despectio) natürlich, und Jeder sieht darauf, daß ihn die Uebrigen nicht für geringer als sich selbst achten. Sie halten fest daran: par sum unicuique et moriatur qui me contemnit! Von dieser Sorge bin ich frei, und von der Natur so angelegt, daß Alle, die nicht den Besten zugezählt sein wollen, mich nothwendig mit Mißtrauen (suspectio) betrachten müssen. Ich halte fest daran: Contemnite me, si potestis, vestro periculo, non meo!

Ja, als noch die Jugend meiner Phantasie die Welt mit Wesen meinesgleichen bevölkert, habe ich einige Anlage zur Geselligkeit gehabt, und als ich, nach mehrjähriger Abwesenheit, nach meiner zweiten italiänischen Reise, nach Dresden und Berlin zurückgekommen bin, hat mich alle Welt wunderbar verändert gefunden, so groß ist vorher meine Melancholie gewesen, als noch der natürliche Trieb zur Geselligkeit, die Lust sich mitzutheilen und das gefühlte Bedürfniß zuerlangender Erfahrung dem Ekel an den Menschen das Gleichgewicht gehalten. Mit dem Uebergang ins Mannesalter hat die erlangte Erfahrung diese abtreibende Kraft verstärkt und jene geschwächt. Von da ab habe ich allmählich ein „Einsamkeit blickendes Auge" bekommen, bin systematisch ungesellig geworden und habe mir vorgenommen, den Rest des flüchtigen Lebens ganz mir selbst zu widmen — mihi vivam quod superest aevi (Horat.) — und so wenig wie möglich davon mit jenen Geschöpfen zu verlieren, denen der Umstand, daß sie auf zwei Beinen gehen, das Recht giebt, uns für ihresgleichen zu halten, oder wenn sie auch, wie meistens, merken, daß wir es nicht sind, dies klüglich zu ignoriren und uns als ihresgleichen zu behandeln: während wir, zu der alten Betrübniß, daß sie es nicht sind, noch den Schmerz des Unrechtleidens empfinden müssen.

Man lebt in Berlin wie auf einem Schiff: alles ist rar, theuer, schwer zu haben, die Comestibeln ausgetrocknet und dürr; die Spitzbübereien und Betrügereien jeder Art sind dagegen ärger als im Land wo die Citronen blühen. Sie legen nicht nur uns selber die lästigste Behutsamkeit auf, sondern bewirken oft, daß, die uns nicht kennen, einen Verdacht gegen uns hegen, den wir uns nicht träumen lassen, und uns eigentlich als filous behandeln, bis es zur fatalen Explosion kommt.

In einer Welt, wo wenigstens fünf Sechstel Schurken oder Narren und Dummköpfe sind, muß für Jeden des übrigen Sechstels, und zwar um so mehr, je weiter er von den Andern absteht, die Basis seines Lebenssystems Zurückgezogenheit sein, je weiter desto besser. Die Ueberzeugung, daß die Welt eine Einöde ist, in der man nicht auf Gesellschaft zu rechnen hat, muß zur Empfindung und habituell werden. Wie die Wände den Blick einengen, der sich wieder ausdehnt, wenn er nur Feld und Flur vor sich hat, so engt die Gesellschaft meinen Geist ein und die Einsamkeit dehnt ihn wieder aus. Giordano Bruno sagt von dem, der die Wahrheit sucht und erreicht, er werde aus einem vulgären, gewöhnlichen, civilen und populären Menschen ein Wilder, gleich einem Hirsche oder Wüstenbewohner, und Alle, die hienieden ein höheres Leben hätten genießen wollen, sprächen mit Einer Stimme: Ecce elongavi fugiens et mansi in solitudine. Denn die Beschäftigung mit göttlichen Dingen machte sie todt für die Menge. (Opere, da A. Wagner, Vol. II, p. 408.) Ebenso hat Kleist gesagt und Schiller belobt:

Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen sein.

In einer so durchweg gemeinen Welt wird nothwendig jedes Ungemeine sich isoliren und hat es auch gethan. Je mehr man sich der Gesellschaft der Menschen entschlagen kann, desto besser befindet man sich. Wie der Hungrige ein uneßbares oder gar giftiges Kraut stehen läßt, so muß es, wer das Bedürfniß der Gesellschaft fühlt, mit den Menschen, wie sie sind, machen. Ein seltenes und großes Glück ist es daher, an sich selber so viel zu besitzen, daß man nicht durch Ueberdruß seiner selbst und durch Langeweile getrieben wird, die Gesellschaft der Menschen zu suchen, von denen selbst der edle sanfte Petrarca sagt: Non enim vile tantummodo foedumque, sed (quod invitus dico, quodque utinam non tam late

notum experientia fecisset, assidueque faceret,) perniciosum quoque, varium et infidum et anceps et ferox et cruentum animal est homo! (De vita solitaria. Praef.)

Quoties inter homines fui, minor homo redii (Thomas von Kempen — nach Seneca, Epistel 7). Zwar sagt Goethe, daß das Gespräch noch erquicklicher sei als das Licht; aber dennoch ist es besser, gar nicht zu sprechen, als ein so karges ledernes Gespräch zu führen, wie das gewöhnliche mit den bipedes, bei dem drei Viertel von dem, was einem zu sagen einfiele, nicht gesagt werden dürfen, aus ebenso albernen als nothwendigen Rücksichten, und die Unterhaltung in der That nichts anderes ist als ein qualvolles Seiltanzen auf der schmalen Linie des zu sagen ohne Gefahr Vergönnten. In der Regel hinterläßt jedes Gespräch — das mit dem Freunde und der Geliebten ausgenommen — einen unangenehmen Nachgeschmack, eine leise Störung des innern Friedens. Dagegen hinterläßt jede Selbstbeschäftigung des Geistes einen wohlthuenden Nachklang. Unterhalte ich mich mit den Menschen, so empfange ich ihre Meinungen, die meistens falsch, flach oder erlogen sind und in der armsäligen Sprache ihres Geistes. Unterhalte ich mich mit der Natur, so giebt sie, wahr und unverstellt, das ganze Wesen jedes Dinges, davon sie redet, anschaulich, unerschöpflich und redet mit mir die Sprache meines Geistes. Mich beschäftigen meine Gedanken und deren Mittheilung allemal lebhaft; aber die bipedes sind in der Regel nicht in dem selben Fall: ihrem freien Denken und Sprechen fehlt es an wahrhaftigem Interesse und ihrem Antheil an beiden an Lebhaftigkeit, um sie ganz einzunehmen. Daher bleibt ihnen auch stets viel Aufmerksamkeit auf die nächste Umgebung, so viel, als ich mir unmittelbar gar nicht vorstellen kann. Während mein Blick auf einen Punkt fixirt ist, irrt der ihrige umher und jedes

störende Geräusch ist ihnen willkommen. So kann ich z. B. die Menschen nie weniger für meinesgleichen halten, als wenn ich sie zwecklos klappern oder Hundegebell anhören oder Kanarienvögel halten sehe.

Als ich 29 Jahre alt war, kam ein mir unbekannter alter Herr auf mich zu, mir zu sagen, ich würde etwas großes werden. Ein Italiäner, der mir völlig fremd war, redete mich mit den Worten an: Signore, lei deve avere fatto qualche grande opera: non so cosa sia, ma lo vedo al suo viso. Ein Engländer, der mich nur gesehen hatte, äußerte, ich müsse einen außerordentlichen Geist haben. Ein Franzose sagte plötzlich über mich: Je voudrais savoir ce qu'il pense de nous autres: nous devons paraître bien petits à ses yeux. C'est qu'il est un être supérieur. Der Sohn einer durchreisenden englischen Familie, die sich eben im Gastzimmer in meiner Nähe niederließ, rief erregt: No, I'll sit here, I like to see his intellectual face!

Bei Anwandlungen von Unzufriedenheit bedenke ich stets, was es heiße, daß ein Mensch, wie ich, sein ganzes Leben der Ausbildung seiner Anlagen und seinem angeborenen Berufe leben könne und wie viele Tausend gegen Eins waren, daß das nicht anging und ich sehr unglücklich geworden wäre. Wenn ich zu Zeiten mich unglücklich gefühlt, so ist dies mehr nur vermöge einer méprise, eines Irrthums in der Person geschehen, ich habe mich dann für einen Andern gehalten, als ich bin, und nun dessen Jammer beklagt: z. B. für einen Privatdozenten, der nicht Professor wird und keine Zuhörer hat, oder für einen, von dem dieser Philister schlecht redet und jene Kaffeeschwester klatscht, oder für den Beklagten in jenem Injurienprozesse, oder für den Liebhaber, den jenes Mädchen, auf das er capricirt ist, nicht erhören will, oder

für den Patienten, den seine Krankheit zu Hause hält, oder für andere ähnliche Personen, die an ähnlichen Misèren laboriren: das Alles bin ich nicht gewesen, das Alles war fremder Stoff, aus dem höchstens der Rock gemacht gewesen, den ich eine Weile getragen und dann gegen einen andern abgelegt habe. Wer aber bin ich denn? Der, welcher die Welt als Wille und Vorstellung geschrieben und vom großen Problem des Daseins eine Lösung gegeben, welche vielleicht die bisherigen antiquiren, jedenfalls aber die Denker der kommenden Jahrhunderte beschäftigen wird. Der bin ich, und was könnte den anfechten in den Jahren, die er noch zu athmen hat?

Was dieser meiner Person von Außendingen am nächsten liegt, so wie das Hemd dem Leibe, ist meine Unabhängigkeit, die nicht zuläßt, daß ich gezwungen werde, zu vergessen wer ich bin und die Rolle eines Andern zu spielen, z. B. die eines Brodschreibers oder Professors, dem sein Wissen und Denken das ist, was dem Krämer die Waare, die er zur Schau auslegt, oder die eines vortragenden Raths, oder die eines Hofmeisters.

Die meisten Männer lassen sich durch ein schönes Gesicht verlocken; denn die Natur inducirt sie dazu, Weiber zu nehmen, indem sie diese auf Einmal ihre volle Glanzseite zeigen läßt; die vielen Uebel dagegen, die sie im Gefolge haben, verbirgt: als da sind endlose Ausgaben, Kindersorgen, Widerspenstigkeit, Eigensinn, Alt- und Garstigwerden nach wenigen Jahren, Betrügen, Hörneraufsetzen, Grillen, hysterische Anfälle, Liebhaber und Hölle und Teufel. Deshalb ist die Heirath eine Schuld zu nennen, die in der Jugend contrahirt und im Alter bezahlt wird und hat Balthasar Gracian recht, der einen Vierziger bloß um deßwillen, weil er Weib und Kinder hat, ein Kameel

heißt; denn das gewöhnliche Ziel der sogenannten Carriere junger Männer ist doch nur, das Lastthier eines Weibes zu werden. Neben den Besseren unter ihnen geht die Frau in der Regel wie eine Jugendsünde. Die freie Muße, welche sie ihren Weibern zu erarbeiten den Tag hinbringen, braucht der Philosoph selbst. Der Verheirathete trägt die volle Last des Lebens, der Unverheirathete nur die halbe: wer sich den Musen weiht, muß zu der letzteren Klasse gehören. Daher wird man finden, daß fast alle echten Philosophen ledig geblieben sind: so Cartesius, Malebranche, Spinoza und Kant. Die Alten kann man nicht rechnen, da bei ihnen die Weiber eine untergeordnete Stellung eingenommen haben; übrigens ist des Sokrates Leiden bekannt und Aristoteles ist ein Hofmann gewesen. Die großen Dichter dagegen sind alle verheirathet gewesen und zwar alle unglücklich. Shakespeare hat sogar doppelte Hörner getragen. Ehemänner sind meistens umgekehrte Papagenos: denn wie diesem sich, mit bewundernswerther Schnelligkeit, eine Alte in eine Junge verwandelt, so ihnen mit bewundernswerther Schnelligkeit eine Junge in eine Alte.

Matrimony — war and want! gleichwie sogar der gekrönte Sänger der Liebe sagt: quisquis requiem quaeris, foeminam cave, perpetuam officinam litium ac laborum. (Petrarca, de vita solit. Lib. II, Sect. III, c. 3.)

Es ist nicht möglich, die Weiber in den Schranken der Vernunft zu halten anders als durch Furcht; in der Ehe aber ist es nöthig, sie in Schranken zu halten, weil man sein Bestes mit ihnen zu theilen hat, und so verliert man am Glück der Liebe, was man an Autorität gewinnt. Daher kommt es denn z. B., daß die Hälfte aller Kapitalverbrechen in England zwischen Ehegatten begangen werden.

Zu allen Zeiten hat es bei den gebildeten Nationen eine Art natürlicher Mönche gegeben, Leute, die, im Bewußtsein überwiegender Geisteskräfte, die Ausbildung und Uebung derselben jedem anderen Gut vorzogen und daher ein contemplatives, geistig thätiges Leben führten, dessen Früchte nachmals der Menschheit zu gute kamen. Sie entsagten demgemäß dem Reichthum, dem Erwerb, dem irdischen Ansehn, dem Besitz eigener Familie: so bringt es das Compensationsgesetz mit sich. Dem Range nach die vornehmste Klasse der Menschheit, durch deren Anerkennung sich Jeder selbst ehrt, entsagen sie der gemeinen Vornehmigkeit mit einer gewissen äußern Demuth, welche der der Mönche analog ist. Die Welt ist ihr Kloster, ihre Einsiedelei. Was Einer dem Andern sein kann, hat seine sehr engen Grenzen: am Ende ist und bleibt doch Jeder allein. Und nun kommt es darauf an, wer allein ist. Wenn ich ein König wäre, so würde meiner selbst wegen kein Befehl so oft und so nachdrücklich gegeben werden als: Laßt mich allein! Meinesgleichen sollten unter der Illusion leben, auf einem verödeten Planeten der einzige Mensch zu sein, der nun aus der Noth eine Tugend macht. Die Meisten merken auch bei der ersten Bekanntschaft mit mir, daß sie mir und ich ihnen nichts sein kann. Im Besitz eines höheren Grads von Bewußtsein, also eines höheren Daseins, ist, sich dem Genuß desselben rein und unverkümmert zu erhalten, und zu diesem Zwecke nichts darüber hinaus zu prätendiren, meine Lebensweisheit. Man hat sonach viel gewonnen, wenn man durch Alter und Erfahrung endlich eine vue nette von der gänzlichen moralischen und intellektuellen Erbärmlichkeit der Menschen im Allgemeinen erhalten hat, weil man nun nicht mehr versucht wird, sich mit ihnen weiter als nöthig einzulassen, nicht mehr beständig in einem Kampf lebt, welcher dem zwischen dem Durst und einer widerlichen Tisane gleicht, nicht mehr sich verleiten läßt, sich selbst Illu-

sion zu machen und die Menschen sich zu denken, wie man sie wünscht, sondern stets vor Augen behalte, wie sie sind. Daher auch hier:

Optimus ille animi vindex laedentia pectus
Vincula qui rupit dedoluitque semel.

Ich habe mich gewöhnt von den Menschen viel zu ertragen, weil ich früh eingesehen, daß ich es müßte, wenn ich irgend mit ihnen umgehen wollte. Aber diese Maxime stammt aus der des Umgangs bedürftigen Jugend; Erfahrung und Reife machen diesen entbehrlich, und es wäre thöricht, ihn dann noch mit grenzenloser Geduld zu erkaufen; vielmehr soll man dann, wie Goethe sagt, all das Volk Gott und sich selbst und dem Teufel überlassen. Wenn man nicht ein Spiel in der Hand jedes Buben und der Spott jedes Narren sein will, so ist die erste Regel: Zugeknöpft! Was ein Mensch meinesgleichen denkt und fühlt, hat keine Aehnlichkeit mit dem, was jene denken und fühlen. Darum ziemt es mir unbedingt verschlossen zu bleiben. Der rechte Ton ihnen gegenüber ist Ironie; aber eine völlig unaffektirte, gelassene, sich gar nicht verrathende. Sie darf nie direkt gegen den gerichtet sein, mit dem man redet. Nicht aus ihr herausgekommen zu sein, betrachte ich jedesmal als meinen Sieg. Man muß sich gewöhnen durchaus Alles, auch das Rasendste ganz gelassen anzuhören, dabei die Bedeutungslosigkeit des Redenden und seiner Meinung erwägen und sich jedes Streits enthalten. Dann wird man nachher mit Selbstzufriedenheit an die Scene zurückdenken. Stets soll man sich den Blick auf das Ganze bewahren: bleibt man beim Einzelnen stehen, so wird man leicht irre und gewinnt nur eine falsche Ansicht von den Dingen. Aus dieser oder jener Krümmung eines Flusses kann man dessen Lauf nie beurtheilen. Den Erfolg oder Nichterfolg des Augenblicks und den Eindruck, den sie machen,

darf man nicht beachten. Aus dem Benehmen Anderer gegen uns sollen wir nicht etwa erst lernen und abnehmen, wer wir sind, sondern wer sie sind. Im letzteren Sinne können wir es kalt beobachten, im ersteren nicht. Wenn Zwei miteinander reden, treibt gewöhnlich jeder mit dem Andern heimlich einen gewissen Spott. In jedem Augenblicke kalter Vernunft wird man daher an jeden Augenblick Ironie mit Triumph, an jede Herzensergießung mit Beschämung zurückdenken. Der Lust zu sprechen, bloß um zu sprechen, ist nie nachzugeben, da die Redseligkeit zur Offenherzigkeit wird. Man soll doch nur beobachten, wie verschieden das Gesicht ist, das Einer macht, indem er uns anhört, von dem, mit welchem er zu uns spricht.

Alle recht frappanten und eclatanten Beispiele von Schlechtigkeit, Bosheit, Verrath, Niederträchtigkeit, Neid, Dummheit und Verkehrtheit, die man hat erleben und erdulden müssen, soll man keineswegs in den Wind schlagen, vielmehr als alimenta misanthropiae benutzen, sie sich stets von neuem zurückrufen und vergegenwärtigen, um danach die reale Beschaffenheit der Menschen stets vor Augen zu haben und sich nicht mit ihnen irgend wie zu compromittiren. Denn man wird finden, daß die, von denen man dergleichen erfuhr, oft schon Jahre lang mit uns umgingen, ohne daß wir ihnen solche Dinge zutrauten, daher es bloß die Gelegenheit gewesen ist, welche ihnen die Auszeichnung verschafft hat. Wenn man anfängt sich mit einem Menschen zu familiarisiren, soll man immer bedenken, daß man ihn bei näherer Bekanntschaft wahrscheinlich werde verachten oder hassen müssen.

Einer der Punkte, worin Unerfahrenheit und Weltklugheit sich entgegengesetzt sind, ist, daß jene in ihrem Bewußtsein und bei ihrem Handeln und Reden es im Ganzen nur mit einem allgemeinen und unbestimmten Du zu thun hat, daher ihr Betragen nicht sehr abändert nach Ansehn der

Person, mit der sie es vorhat; sondern ihr Vertrauen so ziemlich in gleichem Maaße schenkt, in welcher Gestalt auch das Du vor sie hintritt; ferner ihre Behutsamkeit im Verfehlen und Bedecken ihrer eigenen Schwächen und Fehler ebenso in gleichem Maaße anwendet, ohne zu bedenken, ob das Du, dem zu Gefallen sie sich Gewalt anthut und ihre Natur zwingt, die fremdeste flüchtigste Gestalt oder ein bleibender theilnehmender Wächter ist. Weltklugheit dagegen sieht überall auf die Person: die eine ist ihr unbedingten Vertrauens werth, die andere hat nicht einen Groschen Credit: wegen des einen Beobachters legt sie sich jahrelangen Zwang auf und unterdrückt die leiseste Regung des zu Bedeckenden; dem andern tischt sie ihre wahre Natur mit grenzenloser Frechheit auf und genirt sich keinen Augenblick. Je gemeiner diese Klugheit in der menschlichen Gesellschaft ist, desto mehr fällt der Mangel daran auf. Begegnet uns aber jene Unerfahrenheit vollends im reiferen Lebensalter, so sind wir geneigt auf einen hohen Grad von Geistesbeschränktheit zu schließen oder aber auf — Genialität.

Bacon's Satz, daß aller Argwohn auf Unwissenheit beruhe, ist zu verwerfen, vielmehr hat Chamfort recht: der Weisheit Anfang sei die Furcht vor den Menschen, und Demosthenes, wenn er sagt: Wälle und Mauern seien eine gute Schutzwehr, die beste aber sei die ἀπιστια.

It's safer trusting fear than faith. Sei immer eingedenk, daß du dich nicht in deiner Heimath, nicht unter Wesen deines gleichen befindest; sondern durch ein hartes, sonderbares und nur durch Erkenntniß zu erleichterndes Schicksal unter denen leben mußt, die dir fremder sind als dem Europäer die Chinesen, unter den Vögeln, den bipedes, den hombres che no lo son.

Nicht μισάνθρωπος sondern καταφρονάνθρωπος.

Um die, welche es verdienen, d. h. fünf Sechstel der Menschheit nach Verdienst verachten zu können, ist die erste Bedingung, daß man sie nicht hasse, also muß man keinen Haß in sich aufkommen lassen; denn was man haßt verachtet man nicht ganz. Das sicherste Mittel hinwiederum gegen den Menschenhaß ist eben die Menschenverachtung; aber eine recht gründliche, das Resultat einer ganz deutlichen und klaren Einsicht in die unglaubliche Kleinlichkeit ihrer Gesinnung, die enorme Beschränktheit ihres Verstandes und den gränzenlosen Egoismus ihres Herzens, daraus schreiende Ungerechtigkeit, blasser Neid und Bosheit, bisweilen bis zur Grausamkeit hervorgehen.

Similis simili gaudet: um von den Menschen geliebt zu sein, müßte man ihnen ähnlich sein; das aber hole der Teufel! Was sie zusammenbringt und zusammenhält, ist ihre Gemeinheit, Kleinheit, Plattheit, Geistesschwäche und Erbärmlichkeit. Daher sei Dein Gruß an alle bipedes: pax vobiscum, nihil amplius!

Give the world its due in bows!

Die meisten Menschen sind den Roßkastanien zu vergleichen, die das Aussehen der ächten haben, aber durchaus ungenießbar sind. Sehr Viele sind ein Amalgam von Schlechtigkeit und Dummheit, die daher in ihnen schwer zu unterscheiden sind. Der englische Ausdruck „a dull scoundrel“ bezeichnet sie am besten.

Goethe schrieb mir ganz seinem Charakter gemäß ins Stammbuch:

Willst du dich deines Lebens freuen,
So mußt der Welt du Werth verleihen —

ich aber dachte lieber mit Chamfort: *Il vaut mieux laisser les hommes pour ce qu'ils sont, que les prendre pour ce qu'ils ne sont pas.* Rien de si riche qu'un grand soi même! Fast jeder Contakt mit Menschen ist für eine contamination, ein defilement zu halten. Sie sind so beschaffen, daß wer im Laufe seines ganzen Lebens am wenigsten mit ihnen sich zu thun gemacht hat, der Weiseste gewesen ist. Goethe hat das Gegentheil deplorirt, bei Eckermann. Man muß durchdrungen sein von der Ueberzeugung und sie stets gegenwärtig haben, daß man heruntergekommen ist in eine Welt, die von moralisch und intellektuell erbärmlichen Wesen bevölkert ist, zu denen man nicht gehört, deren Gemeinschaft man daher auf alle Weise zu meiden hat: man soll sich ansehen und benehmen wie ein Brahmine unter Sudras und Parias. Die wenigen Besseren soll man, je nachdem sie es sind, schätzen und ehren. Zur Belehrung der Uebrigen, nicht zur Gemeinschaft mit ihnen ist man geboren. Man muß sich gewöhnen, sie als eine uns fremde Species anzusehen, die nur der Stoff unseres Wirkens ist. Ueber ihre moralisch und intellektuell elende Beschaffenheit soll man täglich meditiren und sich vorhalten, daß man ihrer nicht bedürfe und ihnen fernbleiben könne. Da der Schlechteste und Geringste doch noch in vielen Stücken, nämlich physischen und moralischen, unseres gleichen ist, wird er immer suchen diese in den Vordergrund zu bringen und das wodurch wir besser sind zur Nebensache zu machen. Und da sie nur Macht und Gewalt achten, muß man sie entweder unschädlich machen oder meiden können. Wegen des Neides der menschlichen Natur ist es nicht anders möglich, als daß die, welche geistlos und stumpf sind, einen geheimen Widerwillen hegen gegen die geistig Hochgestellten, die Schlechten und Verworfenen gegen die Rechtschaffenen und Edelen, wenn sie auch bisweilen Vortheil und Kurzweil von diesen Gegenständen ihres ge-

heimen Grolles einernten und solche deshalb temporär suchen. Ebenso müssen die, welche den Edelmuth der Gesinnung oder den Grad der Klarheit der Intelligenz, die sie selbst besitzen, stets vergeblich suchen, nothwendig endlich anfangen, sie im Stillen zu verachten. Darauf beruht die zwiefache Isolation jedes Vortrefflichen, dessen Ueberlegenheit der bipes, wenn er sie bemerkt hat, so instinktmäßig dissimulirt, wie ein Insekt sich todt stellt; denn er dissimulirt sie sich selber.

Wenn man die äußerlichen Widerlichkeiten der Menschen in Physiognomien und Manieren beim ersten Anblick recht lebhaft empfindet, so wird man von der näheren Bekanntschaft abgehalten, was in den meisten Fällen reiner Gewinn ist. Die Menschen sind wie sie aussehen: und etwas viel Schlimmeres kann man von ihnen nicht sagen. Man betrachte nur die Gesichter, an die man noch nicht gewöhnt ist, und man wird sich oft schämen ein Mensch zu sein. Es ist immer verwirrend und oft gefährlich, wenn Erscheinung und Wirklichkeit weit von einander abstehen: deshalb ist es gut, wenn die Welt meinem Auge so öde erscheint, wie sie es meiner Vernunft ist.

Was mir im wirklichen Leben stets und überall im Wege gestanden hat, ist, daß ich bis in späteren Jahren nicht im Stande gewesen, mir einen ausreichenden Begriff von der Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit der Menschen zu machen.

Sobald ich zu denken angefangen, habe ich mich mit der Welt entzweit gefunden. Im Jünglingsalter ist mir dabei oft bange geworden; denn ich habe gemuthmaßt, daß das Recht bei der Majorität sein werde. Helvetius hat mich zuerst aufgerichtet. Dann, nach jedem neuen Conflict, hat die Welt mehr verloren und ich mehr gewonnen. Schon nach zurückgelegtem vierzigsten Jahre hat es mir geschienen, daß ich den

Prozeß in letzter Instanz gewonnen habe, und ich habe mich höher gestellt gefunden, als ich je zu muthmaßen gewagt: aber die Welt ist mir leer und öde geworden. Mein ganzes Leben hindurch habe ich mich schrecklich einsam gefühlt und stets aus tiefer Brust geseufzt: „Jetzt gieb mir einen Menschen!" Vergebens. Ich bin einsam geblieben. Aber ich kann aufrichtig sagen, es hat nicht an mir gelegen: ich habe Keinen von mir gestoßen, Keinen geflohen, der an Geist und Herz ein Mensch gewesen wäre: nichts als elende Wichte, von beschränktem Kopf, schlechtem Herzen, niedrigem Sinn habe ich gefunden; Goethe, Fernow, allenfalls F. A. Wolf und wenige Andere ausgenommen, die sämmtlich fünfundzwanzig bis vierzig Jahre älter als ich waren. Demnach hat allmählich der Unwille über Einzelne der ruhigen Verachtung des Ganzen Platz machen müssen. Früh ist mir der Unterschied zwischen mir und den Menschen bewußt geworden; aber ich habe gedacht: lerne nur erst hundert kennen und du wirst deinen Mann schon finden; dann: aber unter tausend wirst du's; dann: zuletzt muß er doch kommen, wenn auch nur unter vielen Tausenden. Endlich bin ich zu der Einsicht gelangt, daß die Natur noch unendlich karger ist, und ich muß die „solitude of Kings" (Byron) mit Würde und Geduld tragen.

Die Denkmäler, die zurückgelassenen Gedanken der mir ähnlichen Wesen, die einst wie ich unter den Menschen sich herumgestoßen, sind mein größter Genuß im Leben. Ihr todter Buchstabe spricht mich vertrauter an als das lebendige Dasein der Zweifüßer. Ist doch dem Ausgewanderten ein Brief aus der Heimath mehr als das Gespräch der ihn umgebenden Fremden. Spricht doch den Reisenden auf menschenleeren Inseln die Spur der früher Dagewesenen vertrauter an als alle Affen und Kakadus auf den Bäumen!

Schon in früher Jugend habe ich an mir bemerkt, daß während ich alle Anderen nach äußeren Gütern streben sah, ich mich nicht darauf zu richten hätte, weil ich einen Schatz in mir trug, der unendlich mehr Werth hatte als alle äußeren Güter, und daß es nur darauf ankäme, diesen Schatz zu heben, wozu geistige Ausbildung und volle Muße, mithin Unabhängigkeit die ersten Bedingungen waren. Das Bewußtsein hiervon, im Anfang dunkel und dumpf, wurde mir mit jedem Jahre deutlicher, und war alle Zeit hinreichend, mich vorsichtig und ökonomisch zu machen, nämlich meine Sorgfalt auf die Erhaltung meiner selbst und meiner Freiheit zu richten, nicht auf irgend ein äußeres Gut. Der Natur und dem Rechte des Menschen entgegen habe ich meine Kräfte dem Dienste meiner Person und der Förderung meines Wohlseins entziehen müssen, um sie dem Dienste der Menschheit zu schenken. Mein Intellekt hat nicht mir, sondern der Welt angehört. Die Empfindung dieses Ausnahmezustandes und der durch ihn herbeigeführten schweren Aufgabe, zu leben ohne meine Kräfte für mich selbst zu verwenden, hat mich stets gedrückt und noch besorglicher und ängstlicher gemacht, als ich schon von Natur war; aber ich habe es durchgeführt, die Aufgabe gelöst, meine Mission vollbracht. Aus diesem Grunde bin ich auch berechtigt gewesen, sorgfältig darauf zu wachen, daß mir die Stütze meines väterlichen Erbtheils, die mich so lange hat tragen müssen und ohne welche die Welt nichts von mir gehabt hätte, auch im Alter bleibe. Kein Amt in der Welt, keine Minister- oder Gouverneurstelle hätte mich entschädigen können für meine freie Muße, wie sie mir von Haus aus oktroyirt worden war.

Wenn man so ein langes Leben in Unbedeutsamkeit und Geringschätzung zugebracht hat, da kommen sie am Schluß mit Pauken und Trompeten und meinen, es sei was.

Die Zeit hat auch mir Rosen gebracht, aber weiße.

Beinahe wäre es mir ergangen wie dem hungernden Kinde im Volksliede:

Und als das Brot gebacken war,
Lag das Kind auf der Todtenbahr'.

Lieblingsstellen.

Ἅπας μὲν ἀὴρ αἰετῷ περάσιμος,
Ἅπασα δὲ χθὼν ἀνδρὶ γενναίῳ πατρίς.

Euripides, fragm.

Mädchenworten
und Weiberreden
soll Niemand jemals trauen:
Denn auf rollendem Rad
ward erschaffen ihr Herz,
Tück in die Brust gethan.

Sämunds Edda, übers. v. Studach
Bd. 1, p. 45.

„The more I see of men, the less I like them: if I could but say so of women, all would be well."

Byron, ‚Letters and journals' I, 499.

„He that hath wife and children, hath given hostages to Fortune, for they are impediments to great enterprises, either of virtue or mischief. Certainly the best works and of greatest merit for the public have proceeded from the unmarried or childless men, which both in affection and means have married and endowed the public."

Bacon, ‚Essay of marriage and single life'.

„L'impostura è anima della vita sociale."

„Il mondo è una lega di birbanti contro gli uomini da bene, e di vili contro i generosi.“ Leopardi.

„This above all — to thine own self be true:
And it must follow as the night the day,
Thou canst not then be false to any man.“
Shakespeare, Hamlet.

„Il y a une prudence supérieure à celle qu'on qualifie ordinairement de ce nom; elle consiste a suivre hardiment son caractère, en acceptant avec courage les désavantages et les inconvénients qu'il peut produire.“
Chamfort, ‚Maximes générales‘.

The intellectual nature is its own law.
Richard Price.

„Sein Witz und Humor machte ihn zum angenehmen Gesellschafter, und obgleich sein edles Herz ihm überall Freunde hätte erwerben sollen, so fand er doch wenige. Da er sich durch seine Perspicacität immer zum beständigen Urtheil über Menschen und Dinge hinreißen ließ, so wurden oft seine Entscheidungen hart und scharf; und wenn er einem Thoren, der vor tausend Jahren gelebt hatte, das Facit machte, so war oft der Zuhörer, und wenn es auch tête-à-tête geschah, unschlüssig, ob es nicht eine Anspielung sei, die ihm gelte.“
J. H. Merck (‚Lindor, eine bürgerlich-deutsche Geschichte‘).

„Die eisernen Reifen, mit denen mein Herz eingefaßt wird, treiben sich täglich fester an, sodaß endlich gar nichts mehr durchrinnen wird. . . So viel kann ich sagen: je größer die Welt, desto garstiger wird die Farce, und ich schwöre, keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft als das Wesen der Großen, Mittlern und Kleinen durcheinander.

Ich habe die Götter gebeten, daß sie mir meinen Muth und grad seyn erhalten wollen bis ans Ende und lieber mögen das Ende vorrücken, als mich den letzten Theil des Zieles lausig hinkriechen lassen. . . Ich bete die Götter an und fühle doch Muth genug, ihnen ewigen Haß zu schwören, wenn sie sich gegen uns betragen wollen wie ihr Bild, die Menschen."

Goethe an Frau v. Stein, Berlin, den 19. Mai 1778.

„A vulgo longe longeque remotus,
solutus omni foenore."

„Coetusque vulgares et udam spernit humum fugiente penna." Horaz.

„Asno sea quien a asno bozea" (Ein Esel sei wer als Esel wiehert). Spanisches Sprichwort.

„Ti scongiuro, Nolano, per il divino tuo genio che ti difende et in cui ti fidi, che vogli guardarti die vili, ignobili, barbare et indegne conversazioni; a fin cho non contraggi per sorte tal rabbia e tanta ritrosia, che divenghi forse come un satirico Momo tra li dei, e come un misantropo Timon tra gli uomini."

Giordano Bruno, ‚Cene de le Ceneri'.

„Virtues, like essences, lose their fragrance when exposed. They are sensitive plants, which will not bear too familiar approaches."

Shenstone, Essays on men and manners.

„An nichts tragen die Menschen schwerer, als an der Achtung, der Verehrung, die sie für die guten Eigenschaften und Tugenden anderer fühlen oder fühlen müssen. Wer nicht will, daß ihm die Last vor die Füße geworfen werde, oder

den so Belasteten nach und nach von den Schultern falle, der muß immer etwas zu dem Gewichte legen und zu legen haben — kurz, er muß sie darunter erdrücken. Aber ich steh' ihm nicht für die Folgen der Verzweiflung der so Leidenden."

Klinger, ‚Betrachtungen und Gedanken'.

In Hinsicht auf Vertrauen die 105. Epistel des Seneka.

Die 177. Maxime des Gracian: Den vertraulichen Fuß im Umgang ablehnen.

„Il n'y a pas de dette plus fidèlement acquittée que le mépris."

Helvétius.

„Magnum vectigal parsimonia."

Cicero.

„Wenn der Vorzug des Menschen sich darin erhärtet, daß er mehr ein selbständiges und geschlossenes Wesen als jedes einer andern Gattung ausmacht, so besteht gewiß der höhere Vorzug der Menschen unter einander, in je höherem Grade einer vor dem andern dies in sich selbst geschlossene selbständige Wesen bildet. Ein Mensch also, der in seinen Ansichten, Handlungen, seiner Gestaltung und Produktivität oder in allen den Berührungspunkten seines Daseins mit den Wesen seiner Gattung sich gleichsam selbst umkreist und von der Sphäre seinesgleichen durch sein abgerundetes Wesen sozusagen in dem Grade abstreift, daß nur ein kleiner Punkt der Assimilation, eine Tangente zwischen ihm und der Menschengattung sich bildet — einen solchen Menschen kann man schlechthin zu den Vorzüglichsten und Größten zählen."

‚Kabinet berlinischer Karaktere.'

Quellennachweisungen

und

Anmerkungen des Herausgebers.

Erklärung der Abkürzungen.

S. W. = Arthur Schopenhauer's sämmtliche Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Eduard Grisebach. (Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun., 1891; Zweiter, mehrfach berichtigter Abdruck. 1892 ff.)

S. N. = Arthur Schopenhauer's handschriftlicher Nachlaß. Aus den auf der Königlichen Bibliothek in Berlin verwahrten Manuskriptbüchern herausgegeben von Eduard Grisebach. Vier Bände. (Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun., 1891; zweiter, berichtigter Abdruck 1895 f.)

S. B. = Schopenhauer's Briefe an Becker, Frauenstädt, von Doß, Lindner und Asher; sowie andere, bisher nicht gesammelte Briefe aus den Jahren 1813 bis 1860, herausgegeben von Eduard Grisebach. Leipzig, Philipp Reclam jun. 1895.

Gw[1] = Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgang dargestellt. Ein Blick auf sein Leben, seinen Charakter und seine Lehre von Wilhelm Gwinner. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1862.

Gw[2] = Schopenhauer's Leben von Wilhelm Gwinner. Zweite umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage der Schrift: Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgang dargestellt. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1878.

Quellennachweisungen.

Schopenhauer's Gespräche 1—19.

1. Gespräche und Briefwechsel mit Arthur Schopenhauer. Aus dem Nachlasse von Karl Bähr herausgegeben von Ludwig Schemann. (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1894.) S. 38.

2. a) Dr. D. Asher, „Ein Besuch bei Arthur Schopenhauer" (Gutzkows ‚Unterhaltungen am häuslichen Herd'. 1854. III, 2 Seite 27—30); ferner S. B. S. 195 f.

b) Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn. Ein Wort der Vertheidigung von Ernst Otto Lindner und Memorabilien, Briefe und Nachlassstücke von Julius Frauenstädt. (Berlin, A. W. Hayn, 1863) S. 221 f.

c) S. W. VI, 227. 228

d) S. N. IV, 339

e) S. N. IV, 320

f) S. W. II, 167

g) An dem unter b) angegebenen Orte, S. 224 f.

h) A. a. O. S. 243

i) S. W. IV, 141 f.

k) Goethes Gespräche. Herausgeber Woldemar Freiherr von Biedermann (Leipzig, Biedermann, 1890) Bd. VIII, S. 337. 411

l) An dem unter 1) angegebenen Orte, S. 42

m) S. W. III, 217.

3. An dem 2, b) angegebenen Orte, S. 136—202. 205. 207. 224. 228. 230. 241. 270. 280. 300. 301 f. 306. 329. 336 f. 357. 411 f. 432 f. — Die einzelnen Gespräche sind von mir neu geordnet.

4. Schopenhauer-Briefe. Herausgegeben von L. Schemann (Leipzig, Brockhaus, 1893), S. 285. 301 f. 305. 299 f. 320.

5. An dem 2, b) angegebenen Orte, S. 101. 92. 5.

6. The Parthenon. London, June 21, 1862. Vgl. auch an dem 2, [a]) angegebenen Orte.

7. An dem unter 1 angegebenen Orte, S. 8.

8. ‚Fünfzehn Briefe von Richard Wagner' herausgegeben von Eliza Wille (‚Deutsche Rundschau' 1887), XIII, 6, S. 398.

9. „Meine Erinnerungen an Schopenhauer. Von Robert von Hornstein" (‚Neue Freie Presse' vom 21. und 23. November 1883).

10. An dem zu 1 angegebenen Orte, S. 16—18; 27—29; 41—43. Ich muß mich auf diese wenigen Auszüge beschränken und übrigens auf das Buch selbst verweisen, da eine vollständige Wiederholung der von Bähr meisterhaft wiedergegebenen Gespräche mit Schopenhauer zur Zeit natürlich ausgeschlossen ist. Die Schrift Bähr's, die ich, als sie noch Manuskript war, einst in seinem Familienkreise von ihm selbst vorlesen zu hören das Glück gehabt habe, ist also die nothwendige Ergänzung zu der gegenwärtigen Sammlung von ‚Schopenhauer's Gesprächen'.

11 und 12. Nach dem von Herrn Stadtrath C. G. Beck in Frankfurt a. M. mir zur Verfügung gestellten Originalmanuskript.

13. Siehe ‚Schopenhauer. Geschichte seines Lebens. Von Eduard Grisebach' (Berlin, Ernst Hofmann & Co., 1897) S. 241 f. 321 f.

14. Fr. Haase ‚Was ich erlebte. 1846—1896' (‚Moderne Kunst' [Berlin, Bong, 1897] XI, 16).

15. ‚Hegel und Schopenhauer. Ihr Leben und Wirken. Vom Grafen A. Foucher de Careil. Mit Autorisation des Verfassers aus dem Französischen übersetzt von J. Singer' (Wien 1880) S. 193 ff. — Das französische Original erschien Paris 1862 unter dem Titel: ‚Hegel et Schopenhauer, études sur la philosophie allemande moderne depuis Kant jusqu' à nos jours par A. Foucher de Careil'.

16. P. Challemel-Lacour: ‚Un bouddhiste contemporain en Allemagne' (‚Revue des deux Mondes' 15. mars 1870, p. 298. 310—314).

17. Siehe an dem zu 13 angegebenen Orte, S. 263. 326.

18. Mündliche Mittheilung des Herrn Professor Julius Baumann in Göttingen.

19. Gw^1 76 f. 77. Gw^2 533. Gw^1 52. 203 f. 116 f. Gw^2 616. Gw^1 219—222. 224.

Selbstgespräche Schopenhauer's.

Gw^1 126—129. 131 f. 134 ff. 61 f. 135—137. 79 f. 69. 137 f. 149 f. (Gw^2 335.) 138—143. 113 f. 119—125. 133 f. 144 f. 130 f. 145 f. Gw^2 526.

Lieblingsstellen. Gw^2 185. Gw^1 147. Gw^2 334. Gw^1 114. 119. 118. 151. Gw^2 409. Gw^1 124. 117. Gw^2 418. 422 ff. Gw^1 133. 150. 106 f.

Anmerkungen des Herausgebers.

S. 3.

Wieland's Äußerung über die Unterredung hatte Frau Schopenhauer ihrem Sohne später brieflich nach Göttingen mitgetheilt. (Bähr, a. a. O.).

S. 4 ff.

Ueber seine Gespräche mit Goethe hat sich Schopenhauer in seinem ‚Curriculum vitae‘ (S. W. VI, 247 ff.) folgendermaßen ausgesprochen: „Während jenes ganzen Winters ließ mich der große Mann häufig zu sich entbieten, und haben unsere Gespräche sich keineswegs auf die Farbenlehre beschränkt, sondern wir haben über die verschiedenartigsten philosophischen Gegenstände uns unterhalten, oft mehrere Stunden lang.“

S. 6 Z. 4—7.

Frauenstädt bemerkt dazu: „Schopenhauer erzählte mir dieses, als wir einst überhaupt von dem „ekelhaften“ Stil mancher Schriftsteller sprachen.“

S. 10 Z. 4—5.

Diese Bemerkung hat Schopenhauer später ausgeführt in einem Zusatz zum 2. Bande der ‚Parerga‘: siehe S. W. V, 567.

S. 18 Z. 5—7.

Vgl. dazu die weitere Ausführung S. W. V, 154 ff.

S. 19 Z. 13—14.

Vgl. hierzu die Stelle im Briefe Schopenhauer's an Frauenstädt vom 12. September 1852: „Ich habe wohl ergründet und

gelehrt, was ein Heiliger sei, aber ich habe nie gesagt, daß ich einer wäre.“ (S. B. 216).

S. 22 Z. 16—23.

Vgl. zu diesem Ausspruch die Stelle der ‚Senilia‘ S. N. IV, 364 : § 701.

S. 23 Z. 10 ff.

An dem oben 2^b^ angeführten Orte findet sich noch eine Erwähnung Schopenhauer'scher Aussprache über seine Mutter. Frauenstädt berichtet (S. 207):

„Mit geringerer Achtung und Anerkennung, als von seinem Vater, sprach er von seiner Mutter, von der er erzählte, welch glänzendes Leben sie geführt und wie sie in Weimar von Schöngeistern umschwärmt gewesen.“

S. 35 Z. 29 — S. 36 Z. 3.

Schopenhauer hat diese Bemerkung weiter ausgeführt im 1. Bande der ‚Parerga‘ (S. W. IV, 68 f.) Ueberhaupt findet sich begreiflicherweise in seinen späteren Veröffentlichungen Manches wieder, was er in den Gesprächen mit Frauenstädt berührte.

S. 38 Z. 1.

Eine neue Begründung seiner Annahme, „daß die Juden in Babylon, nach dem Siege der Perser, den Zoroaster-Glauben angenommen haben“, lieferte Schopenhauer in den für die 2. Auflage der ‚Parerga‘ hinzugeschriebenen Zusätzen zu Band II, § 179 (S. W. V, 397 ff.)

S. 42 Z. 4.

Frauenstädt berichtet noch (a. a. O. S. 143 f.), daß Schopenhauer „über wunderbare Fälle aus dem Gebiete der fatidiken Träume, des zweiten Gesichts und des Geistersehens“ sehr mittheilsam gewesen sei und ihm auch „einige Fälle aus eigener Erfahrung, von seinen Eltern, und einen von der Schauspielerin Jagemann in Weimar“ erzählt habe.

S. 42 Z. 29 — S. 43 Z. 3.

Die ihm später eingefallene Lösung dieses Phänomens gab Schopenhauer in einem Zusatz zur zweiten Auflage des ‚Willens in der Natur‘ (S. W. III, 249).

S. 52 Z. 17 f.

Die Notiz Lindner's, daß Schopenhauer das Buch εἰς ἑαυτον „im Laufe des späteren Alters begonnen habe", beruhte auf einem Mißverständniß: siehe oben S. 98. 100.

S. 54.

Vor seinem ersten Besuche hatte Robert von Hornstein Schopenhauer'n bereits an der Wirthstafel von weitem gesehen, was er folgendermaßen beschreibt: „Um 1 Uhr . . kommt eiligen Schrittes ein eleganter alter Herr, die Gesellschaft musternd, herein und setzt sich zu einem jüngeren Manne, der ihn freundlichst begrüßt . . . . Der Kellner bestätigte mir, daß es Schopenhauer sei, und sein Freund, setzte er hinzu, ist der Maler Lunteschütz, der ihn gemalt hat. Das Bild ist eben öffentlich ausgestellt."*)

S. 54 Z. 7.

Herr von Hornstein berichtet, daß er von Richard Wagner „nie einen Künstler oder Autor mit solchem Enthusiasmus hat rühmen hören als Schopenhauer'n." Beim Abschiede war Wagner's letztes Wort: „Wenn Sie nach Frankfurt kommen, grüßen Sie mir Schopenhauer."

S. 57 Z. 21—23.

Im Manuskriptbuch ‚Senilia' (S. 135) findet sich über Schiller folgende, bisher ungedruckte Aufzeichnung Schopenhauers:

Schiller-Album: Ich dächte, der Chorus wäre auch ohne mich schon groß genug.

Sie bezieht sich auf die an Schopenhauer ergangene Aufforderung, sich in ein zum 100 jährigen Geburtstage des Dichters herausgegebenes Album einzutragen.

S. 57 Z. 24 ff.

Ueber Schopenhauer's Stellung zu der Revolution von 1848 vgl. S. B. 155 f. 179. 191. Goethe's Gedicht „Ein

*) Dies erste Oelporträt Schopenhauer's befindet sich jetzt im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg. Ein zweites Lunteschützisches Porträt Schopenhauer's ist im Städel-Museum in Frankfurt a. M.: vervielfältigt in Woldemar von Seidlitz' großem ‚Porträtwerk' (München, Verlagsanstalt Fr. Bruckmann), und — nach einer neuen photographischen Aufnahme — vor meinem obencitirten Werke ‚Schopenhauer. Geschichte seines Lebens'.

großer Teich war zugefroren" (,Parabolisches') wandte er auf die Geschichte der Jahre 1848—51 an (Gw[1] 205): vermuthlich eine Randglosse Schopenhauer's in seinem Exemplar von Goethe's Gedichten.

S. 60 Z. 27.

Auch Gw[1] 224 wird angeführt „Er hatte immer gehofft, leicht zu sterben; denn wer sein Leben lang einsam gewesen sei, werde sich auf dieses solitaire Geschäft besser verstehen als Andere." Das gesperrt Gedruckte stammt vermuthlich aus dem ,εἰς ἑαυτον'.

S. 61 Z. 19—21.

Vgl. die Stelle S. N. III, 86: „. . . der vollendete Philister: dessen Bild giebt uns z. B. Tieck im Prinz Zerbino in der Person des Nikanor, der es rein ausspricht ungefähr so: „wann wirst du kommen, ersehnte Zeit, wo ich sitzen werde umgeben von einer wohlgezogenen Familie, zwischen dem Hamburger Correspondenten und seinen zahlreichen Beilagen!"

S. 61 Z. 29.

„Der junge Ritter" (in Bähr's Texte nur mit „R." bezeichnet) ist C. G. Ritter, geboren 8. Oktober 1830 in Narva. Nach dem Tode des Vaters (1839) zog die Mutter mit ihren fünf Kindern nach Dresden. Von 1854 bis 1857 lebte Ritter in der Schweiz, im Verkehr mit Richard Wagner, bei dem er auch schon 1850, auf dessen Einladung, ein ganzes Jahr zugebracht hatte. Ritter hat später vier Tragödien veröffentlicht: ,Der milde Welf' (1877), ,König Roderich' (1878), ,Virginia' (1878) und ,Bondelmonte' (1881).

S. 81 Z. 11 f.

Die Bemerkung Foucher de Careil's, daß A. Weil von Schopenhauer unfreundlich empfangen worden sei, weil er ihn als Juden erkannt habe — ist völlig irrthümlich. Schopenhauer hat bekanntlich in allen Epochen seines Lebens freundschaftlich mit Juden verkehrt. Seinen Berliner Kommilitonen Gans nahm er sogar in seinem Hause auf und sorgte brüderlich für ihn. In Frankfurt war sein langjähriger bester Freund, Dr. Emden, Jude. Später korrespondierte er Jahre lang mit David Asher. Von Herrn Weil

aber hielt er nicht viel, weil dieser verstümmelte Auszüge aus der ‚Ethik' in schlechter französischer Uebersetzung veröffentlicht hatte.

S. 84 Z. 22 ff.

Die von Challemel-Lacour als selbsterlebt berichtete Anekdote vom Zwanzigfrank-Stück ist apokryph, ebenso wie die andere Tischanekdote, wonach Schopenhauer einem Nachbar auf die Bemerkung: „Sie essen aber auch dreimal so viel als Sie bezahlen" — erwidert habe: „Allerdings esse ich dreimal so viel wie Sie, dafür habe ich aber auch dreimal so viel Verstand wie Sie." Als Herr von Hornstein den Meister einstmals auf diese Anekdoten anredete, erklärte Schopenhauer beide Geschichten für erfunden, indem er hinzusetzte: „Solches Zeug rede ich nicht." In der That wird die Anekdote vom Zwanzigfrank-Stück bereits in Friedrich von Matthisson's ‚Erinnerungen' (Zürich 1816) Bd. V, S. 121 f. von einem Engländer erzählt. Um so auffallender ist es, daß Gwinner in beiden Auflagen seiner biographischen Schrift die Anekdote als authentische Schopenhauer-Anekdote auftischt.

S. 91 Z. 20 ff.

Ueber Schopenhauer's „an Manie grenzende Angst" (ein Gwinner'scher übertreibender Ausdruck) sind die schon oben (‚Vorbemerkungen' S. 98) erwähnten Züge aus dem εἰς ἑαυτον Gw[1] 112 zusammengestellt. Die Stelle lautet: „Schon als sechsjähriges Kind fanden ihn die vom Spaziergange heimkehrenden Aeltern eines Abends in der vollsten Verzweiflung, weil er sich plötzlich von ihnen für immer verlassen wähnte. Als Jüngling quälten ihn eingebildete Krankheiten und Streithändel. Während er in Berlin studirte, hielt er sich eine Zeit lang für auszehrend. Beim Ausbruch des Kriegs 1813 verfolgte ihn die Furcht, zum Kriegsdienste gepreßt zu werden. Aus Neapel vertrieb ihn die Angst vor den Blattern, aus Berlin die Cholera. In Verona ergriff ihn die fixe Idee, vergifteten Schnupftaback genommen zu haben. Als er 1833 im Begriffe war, Mannheim zu verlassen, überkam ihn ohne alle äußere Veranlassung ein unsägliches Angstgefühl. Jahrelang verfolgte ihn die Furcht vor einem Criminalprocesse wegen der Berliner Affaire [Marquet/Schopenhauer], vor dem Verluste seines Vermögens und vor der Anfechtung der Erb-

theilung seiner eigenen Mutter gegenüber. Entstand in der Nacht Lärm, so fuhr er vom Bett auf und griff nach Degen und Pistolen, die er beständig geladen hatte."

Um eine wörtliche Wiedergabe wird es sich hier ohne Zweifel nicht handeln; namentlich dürfte der Schlußsatz vom Degen und den Pistolen ein ausschmückender Zusatz des Biographen sein. Zu der Mittheilung von dem „unsäglichen" Angstgefühl, das Schopenhauer in Mannheim befallen, halte man die Aufzeichnung in seinem Manuskriptbuch ‚Cogitata' S. 415:

Wenn ich nichts habe, was mich ängstiget, so beängstigt mich eben Dies, indem es mir ist, als müßte doch etwas daseyn, das mir nur eben verborgen bliebe. Misera conditio nostra!

Siehe Baco de Deo Pan, in sapientia veterum.

(S. N. IV, 352: die Stelle ist geschrieben — in Mannheim 1833).

S. 91 Z. 28 f.

Das Vorschweben der Möglichkeit eines Scheintodes mag indeß auch bei dem Verbot der Sektion mitgewirkt haben; denn er verordnete ausdrücklich (Gw² 401), daß seine Leiche über die gewöhnliche Zeit hinaus in der Leichenkammer des Friedhofs offen beigesetzt werden solle. In der That fand die Beerdigung Schopenhauer's erst am fünften Tage nach seinem Tode statt.

S. 93 Z. 26 f.

Auf einem Mißverstehen des Dr. jur. Gwinner beruht es, daß Schopenhauer von der „Wohlthat ins absolute Nichts zu gelangen" gesprochen hätte: davon konnte er nicht sprechen, denn in seiner Philosophie giebt es bekanntlich nur ein relatives Nichts.

S. 95.

Der Titel von Mark Aurel's „εἰς ἑαυτὸν βιβλία" ist von J. G. Schultheß in seiner ‚Bibliothek der griechischen Philosophen' (Zürich 1779) übersetzt „Betrachtungen über seine eigensten Angelegenheiten"; J. W. Reche (Frankfurt a. M. 1797) und J. Matth. Schulz (Schleswig 1799) übersetzten beide „Unterhaltungen mit sich selbst", und der letztere in seiner lateinischen Uebersetzung (Leipzig 1821) „libri quos sibi ipsi scripsit". Am

treffendsten wird der Titel wohl durch „an sich selbst gerichtete Betrachtungen“ verdeutscht.

S. 101 Z. 3—5.

Diese Stelle ist von Schopenhauer benutzt S. W. V, 633.

S. 109 Z. 21 — S. 110 Z. 23.

Betrachtungen über die Ehe stellte er, im *εἰς ἑαυτον*, auch in englischer Sprache an: hieraus scheint übersetzt zu sein, was Gw[2] 332 ff. mitgetheilt wird. Es heißt hier:

Aber auch die Vortheile der Ehe — die Pflege in Alter und Krankheit und ein eigener Heerd — schienen ihm trügerisch: er fragte sich, ob etwa seine Mutter seinen Vater gepflegt habe, da derselbe krank gewesen sei; ob einem nicht der herzlichste Willkomm im Gasthause zutheil werde und ob nicht dies ganze Leben ein diversorium, eine bloße Herberge sei. Wenn es ihm auch zweifelhaft zu sein schien, ob die zurückgezogene Lebensweise, deren Menschen, wie er, bedürfen, leichter in der Ehe oder im Junggesellenstand möglich sei, so sah er doch wohl ein, daß für ihn der letztere schon umdeßwillen geboten sei, weil er, bei gewissenhafter Selbstprüfung, weder den Muth noch die Fähigkeit noch den Beruf in sich fühlte, die Lasten der Ehe auf sich zu nehmen. Sensibilität und Intellektualität waren in ihm alle Zeit vorherrschend, weshalb er alle Zeit für die Uebel und Unbilden des Lebens die intensivste Empfänglichkeit hatte, von den Freuden und Genüssen desselben dagegen verhältnißmäßig weniger bewegt wurde. Deshalb lagen von Jugend auf seinen Träumen von Glück immer Scenen der Zurückgezogenheit, der Stille, der Einsamkeit und des Selbstgenusses zu Grund. Wenn sein reales Leben die Hauptsache seiner Existenz und die Quelle seiner Genüsse gewesen wäre, hätte er wohlgethan, zu heirathen; da sein Leben im Gegentheil ein ideales, intellektuelles gewesen sei, habe er es nicht thun dürfen: denn eines müsse dem andern zum Opfer gebracht werden.

Ein Mensch, der, aus welchem Grund immer, den natürlichen Lebensweg verlassen habe, dürfe nie heirathen. Wer ohne Erwerb sei, habe keine festen Wurzeln auf Erden, ein Sturm könne ihn umwerfen, er müsse deshalb allein stehen. Das Wagniß mit einem kleinen Vermögen ohne Arbeit zu leben, könne nur im

Cölibat durchgeführt werden. Der Verlust der freien Verfügung über seine eigene Person sei ein weit größeres Uebel als der Vortheil, der ihm aus dem Gewinn einer andern erwachsen könne. Auch sei es schlechterdings unmöglich, daß er mit einem Weibe glücklich wäre, welches nicht glücklich mit ihm sei: da er nun hauptsächlich in seiner Gedankenwelt lebe, Gesellschaft und Lustbarkeiten nicht liebe, überdies nicht immer in guter Laune sei, so sei wenig Hoffnung vorhanden, daß sich ein Weib mit ihm glücklich fühlen werde.

Weil er den eigentlichen Zweck seines Lebens jenseit der Grenzen seiner persönlichen Existenz, die ihm nur das Mittel dazu war, liegen sah, so schien ihm das Wichtigste und Ungemeinste dem Gemeinen zum Opfer gebracht zu werden, sobald seine Person und sein Eigenthum nicht ganz zu seiner Verfügung ständen, sondern jemand daran theilhätte. Diesen freien und unbeschränkten Besitz seiner selbst sich zu sichern, verzichtete er auf den Besitz jeder andern Person. Denn wenn sie ihm gehören solle, müsse er ihr gehören.

Dazu kam seine Furcht vor Mangel im Alter. Er betrachtete so sein Erbtheil als einen geweihten Schatz, der ihm nur anvertraut sei, um die ihm von der Natur gestellte Aufgabe zu lösen, um für sich und die Menschheit das sein zu können, wozu sie ihn bestimmt habe, als einen Freibrief, ohne welchen er für die Menschheit nutzlos sein und vielleicht die elendeste Existenz haben würde, die jemals ein Mensch seiner Art gehabt habe. Deshalb hielt er es für den undankbarsten und unwürdigsten Mißbrauch eines so seltenen Schicksals, wenn er in der so oft getäuschten Erwartung eines genußreichern Lebens, vielleicht die Hälfte seines Einkommens an Modehändler, Schneider und Putzmacherinnen ausgeben wollte.

Er bekannte sich zu der Meinung, daß einer, je verständiger und weiser er sei, desto schlimmer in der Verbindung mit der unverständigen Hälfte der Menschheit fahre, und mit Recht, da diese Verbindung von seiner Seite eine größere Thorheit gewesen sei. Vollends wer vierzig Jahre alt geworden sei, ohne sich mit Frau und Kindern belastet zu haben, müsse wenig gelernt haben, wenn er es nachher noch thun wolle. Es komme ihm dies vor, als wenn einer drei Viertel der Poststation zu Fuß zurückgelegt habe und noch ein Passagierbillet für die ganze Fahrt lösen wolle.

S. 110 Z. 10.

Der hier, Gw[1] 149, zwischen Cartesius und Malebranche eingeschobene Leibniz scheint mir von Gwinner eingeschoben zu sein: bei Schopenhauer's bekannter Werthschätzung Leibnizens wird er ihn schwerlich unter den „ächten Philosophen" genannt haben.

S. 110 Z. 20.

„Matrimony — war and want" ist kein Citat, sondern Schopenhauer's eigener Gedanke in englischer Sprache: siehe auch S. B. 433. Das Selbe gilt von der englischen Sentenz S. 115, und ebenso ist S. 116 „Rien de si riche qu'un grand soi-même" Schopenhauer's Gedanke in französischer Sprache.

S. 119 Z. 30–31.

Der Ausspruch steht Gw[1] 145 und unmittelbar vorher heißt es daselbst: Er war dessen gewiß, nicht vergessen zu werden, und wahrhaft prophetisch schrieb er gerade in der Zeit, als er völlig vergessen zu sein schien: er dürfe hoffen, „daß die Morgensonne seines Ruhmes mit ihren ersten Strahlen den Abend seines Lebens vergolden und ihm die Düsterkeit benehmen werde." Und als er dieses Ziel wirklich erreicht hatte, sagte er lächelnd: „Wenn man" u. s. w. Das „schrieb" kann sich m. E. nur auf das *εἰς ἑαυτον* beziehen. In der 2. Auflage der Biographie hat Gwinner diese beiden Aussprüche getrennt: der erstere steht Gw[2] 426, der zweite („Wenn man, sagte er einmal") Gw[2] 525.

Ich benutze die Gelegenheit, hier noch aus Gw[2] 430 eine schöne Variante zu der Stelle über die vorkantische Philosophie (S. W. IV, 203) zu reproduciren, vermuthlich ist es eine Randglosse:

Es soll sich nur jeder unbefangen prüfen, ob er aus den anspruchslosen und veralteten Schriften eines Reimarus, Garve, Sulzer, Platner, Feder, Meiners, ja selbst eines Krug nicht noch heutigentags mehr zu lernen vermöge, als aus denen der drei berühmten nachkantischen Sophisten, geschweige denn aus den unerträglichen Schreibereien ihrer Asseclen und Epigonen. Dort begegnet man, selbst bei geringem Talente, überall jener in der reinen Liebe zur Wahrheit wurzelnden Keuschheit des philosophischen Denkens und der daraus fließenden Klarheit; hier dagegen leeren, dunklen, prätentiösen, in Hyperbeln und Contradictionen schwelgenden Wort-

geweben, welche der deutschen Philosophie unsers Jahrhunderts die allgemeine Verachtung, zuerst des Auslandes, dann auch des Inlandes, mit vollstem Recht zugezogen haben. Daß solche Philosophen in Deutschland ihr Publikum und ihre Zeit finden, kann um so weniger wundernehmen, als schon Lucrez (I, 641 f.) zu klagen gehabt:

Omnia enim stolidi magis admirantur amantque
Inversis quae sub verbis latitantia cernunt.

S. 121.

Die Stelle aus Merck's ‚Lindor' wird Schopenhauer in seinem Handexemplar angestrichen haben (das Werk erschien zuerst in Wieland's ‚Teutschem Merkur' 1781, dann wiederholt in Stahr's Ausgabe [1840]). Gw² 409 wird erwähnt, Schopenhauer habe den ‚Lindor' ein „libellus vere aureus" genannt: vermuthlich wird er das an den Kopf der Geschichte geschrieben haben: vgl. auch S. W. II, 256.

S. 122 Z. 17.

Hier ist zu lesen che (statt „cho").

S. 122 Z. 21.

Hier ist zu lesen Cena (statt „Cene").

S. 122 Z. 22—25.

Die Stelle aus Shenstone steht, in der Ausgabe von 1768, vol. II, p. 48. Gw² 422 giebt sie in Uebersetzung, die wohl von Schopenhauer herrührt und lautet:

Geistige Vorzüge verlieren, wie Essenzen, ans Freie gesetzt, ihren Duft; sie schrumpfen zusammen und welken, wie sensitive Pflanzen, bei zu naher Berührung.

S. 123 Z. 7.

Das Citat der 105. Epistel des Seneka steht im Manuskriptbuch ‚Foliant', wie ich schon in meinen ‚Vorbemerkungen' (S. 98) angegeben habe. Gw¹ 90 heißt es: „Schriftstücke, an denen er sich immer von neuem erbaute, waren die 105. Epistel des Seneka, der Anfang von Hobbes de cive, Macchiavell's Principe, die Rede des Polonius an Laertes im Hamlet, die Maximen Gracian's, der französischen Moralisten, Shenstone's und Klinger's."

S. 123 Z. 13 ff.

Ueber die (o. O. 1808 erschienene) Schrift ‚Kabinet berlinischer Karaktere' vgl. S. W. IV, 116. Schopenhauer vermuthet daselbst, daß ihr Verfasser Paul Ferd. Friedrich Buchholz gewesen sei.

Nachtrag zu den Gesprächen.

Mit K. J. von Bunsen.

Sommer 1857.

Bunsen's Name leuchtete längst im Glanze hoher Ehren; Schopenhauer, der damals berühmt zu werden begann, hielt das Ende seiner irdischen Laufbahn für den Anfang seines unvergänglichen Ruhmes und sagte zu Bunsen (wie dieser mir [Kuno Fischer] unmittelbar nachher erzählt hat): „Sie haben Ihren Lohn dahin!"

Quelle: Geschichte der neuern Philosophie von Kuno Fischer. Achter Band. Arthur Schopenhauer. (Heidelberg, C. Winter, 1893) S. 29.

Namenregister.

A.

Seite

Angelus Silesius 33
Anquetil du Perron . . . 75
Aristoteles 102. 110
Artemidorus 9
Atma, Schopenhauers Pudel 11. 84

B.

Baader . . . . 92 f.
Bacon . . . 114. 120. 134
Bähr, Karl 128
Beck, Schauspielerin . . 71 f.
Becker, Johann August . . 56
Beethoven . . . . 22. 54 f.
Beneke 44
Blum, Robert . . . . 57 f.
Blumenbach 27
Brahma 37
Bruno, Giordano . 14. 106. 122. 138
Buchholz 123. 139
Buddha . . . 37. 49. 63 f.
Byron . 28. 53. 59. 118. 120

C.

Seite

Cabanis 81
Calderon 30
Cartesius . 16. 26 f. 44. 110
Cervantes 29
Chamfort . . . 81. 116. 121
Cicero 123
Courbet 78
Crüger, Geheimerrath . 68. 75

D.

Daumer 70
Demosthenes 114
Diderot 56
D'Israeli 92
Dorguth, Geheimer Justizrath 8
Doß, Adam von . . 56. 59
Drouet 55

E.

Eckhart, Meister 66
Edda, die 120
Ehrenberg 46
Euripides 120

F.

Feder 137
Fernow 118

Seite
Feuerbach, Ludwig . . 55 f.
Fichte 137
Fischer, Professor in Basel 48
Franz von Assisi 30
Frauenstädt 62

G.

Garve 137
George Sand . . . . 18 f.
Gluck 57
Göbel, Angilbert 78
Goethe 4 ff. 24 f. 28 f. 56. 59. 67. 70. 72 f. 75. 115 f. 118. 121 f. 129
Gozzi 88
Gracian . . . 109. 123. 138

H.

Hamel, Julius 77
Hayn, Verlagsbuchhändler 62
Hegel (und Hegelianer) 21. 26. 30. 60. 73. 137
Helvetius 55 f. 81 f. 117. 123
Herbart 44
Hesiod 24
Hobbes 138
Horaz 105. 122
Hume 36

J.

Iken, Karl 28
Indra 38

J (=Jod).

Jagemann, Schauspielerin 130
Jean Paul 6. 28
Jehovah 38
Jesus . . . . 38 f.

Seite
Johannes Sekundus . . 41
Julian Apostata . . . 30

K.

Kant 6. 16. 18. 25 f. 44. 73 f. 76. 110
Kleist, Ewald Christian von 106
Klinger, F. M. . . 122 f. 138
Knebel 99. 103
Kopernikus . . . . . 35 f.
Krug 137

L.

Laplace 18
Leibniz . . . 21. 27. 137
Leopardi . . 49 f. 59. 120 f.
Lesage . . . . 66 f.
Lessing 72
Lichtenberg 40. 50
Lotze 90
Lowtzow, von 52
Lukrez 138
Lunteschütz . 66. 77 f. 131
Luther 65

M.

Macchiavelli 24. 138
Mädler 48
Malebranche 110
Marheineke 27
Mark Aurel . . . . 134 f.
Meiners 137
Meissonier 77
Mendelssohn, Felix . . 57
Merck 28. 121. 138
Metastasio 68

Seite
Michelet . . . . . 56 f.
Mohammed 38
Moleschott 56
Molière 31
Mozart . . 6. 22. 53 f. 57

N.

Napoleon 34
Napoleon III. 91
Newton 7
Ney, Elisabet . . . . 60 f.

O.

Ormuzd 38
Osorius 33

P.

Paracelsus 41
Petrarka . . . 106 f. 110
Platner 137
Plato 14
Plautus 104
Price, Richard 121

R.

Rabelais 82
Reichardt 57
Reimarus 38. 137
Reinhold 24
Rembrandt 77
Reuter, Verfasser des ‚Schelmuffsky' . . 28 f.
Ritter, C. G. . . 61 f. 132
Rosenkranz, K. 37
Rossini . . . . 53 ff. 57
Rousseau, J. J. . . . 29

Seite

S.

Schelling 137
Schiller . 28. 57. 106. 131
Schlegel, A. W. . . . 24
Schleiermacher 15
Schopenhauer, Arthur
‚Vierfache Wurzel' . . 4. 13 f.
‚Sehn und Farben' . . . 4 f.
‚Welt als Wille und Vorstellung' . . . 9 ff. 52. 56. 91
‚Wille in der Natur' . . 48
‚Ethik' 57
‚Parerga' 84. 93
Schopenhauer, Heinrich Floris . . . 22 f. 58 f.
Schopenhauer, Johanna 3 f. 23. 58 f. 130
Schubert 57
Schulze, G. E. 27
Seneka 33. 98. 107. 123. 138
Shakespeare 28. 30. 41. 110. 121
Shenstone . . . 122. 138
Sokrates 102. 110
Spinoza . . 5. 16. 27. 110
Spontini . . . . . . 54 f.
Staël, Madame de . . 7
Staudinger . . . . . 64 f.
Sterne, Lorenz 29
Stiebel, Geheimer Hofrath 60
Strauß, D. F. . . . 30. 56
Suchsland, Verlagsbuchhändler 77

T.

Tauler 66
Tertullian 40

Seite

‚Theologia teutsch', Verfasser der . . . 65 f. 74
Thomas von Kempen . 107
Tieck, L. 132
Titus, Kaiser 91
Trendelenburg 90

U.

Upanischaden, die . . . 75

W.

Wagner, Richard 53 f. 62. 131

Seite

Weber, K. M. von . . 55
Weil, Alexander . 81. 132 f.
Weiße, Christian Hermann 26. 55. 62
Werner, Zacharias . . 31
Wieland 3. 129
Wille, François . . . 54
Windischgrätz, Fürst. . . 57
Wolf, F. A. . . . 15. 118

Z.

Zoroaster . . . 38. 130

Nauck'sche Buchdruckerei, Berlin SO.

B